Gumprecht

Richard Gumprecht.

Modernes Seelenleben

Betrachtungen über die Tendenz des modernen Seelenlebens.

„Uebrigens kann ich die Erklärung nicht zurückhalten, daß mir der Optimismus nicht blos als eine absurde, sondern auch als eine wahrhaft ruchlose Denkungsart erscheint." **A. Schopenhauer.**

Leipzig
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. R. Hofbuchhändler.
(1892)

Modernes Seelenleben.

Richard Gumprecht.

Modernes Seelenleben.

Betrachtungen

über die Tendenz des modernen Seelenlebens.

„Uebrigens kann ich die Erklärung nicht zurückhalten, daß mir der Optimismus nicht blos als eine absurde, sondern auch als eine wahrhaft ruchlose Denkungsart erscheint."
A. Schopenhauer.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.
(1892)

Dem jüngsten Deutschland gewidmet.

Inhalts-Verzeichniß.

Vorbetrachtung.

Es kann nicht meine Absicht sein, dem Leser in den nachfolgenden Blättern ein vollständiges lücken- und fehlerloses Bild unseres zeitgenössischen Seelenlebens geben zu wollen. Das Unternehmen wäre ein so gigantisches, daß es eine andere Kraft erforderte, als die meine; die Grundlage dazu wäre in erster Linie das optimistische Selbstbewußtsein, sich bis in die äußersten Fasern der eigenen Seele erkannt zu haben, — denn nur durch diese Kenntniß sind wir im Stande unsern Nebenmenschen in's Herz zu schauen, — und ich muß gestehen, daß ich ein solches absolutes Selbstbewußtsein nicht besitze. Der Zweifel, die große Erkenntniß unserer Tage, wehrt sich gegen einen derartigen Optimismus mit ironischem Lächeln und reizt den Geist immer von Neuem an, auf dem Grunde der Seele nach Wahrheit zu suchen.

Ich will mich glücklich schätzen, wenn es mir bei dieser Taucherarbeit geglückt ist, hin und wieder ein Bruchstück jenes kostbaren Gutes aus der Tiefe heraufgebracht zu haben, und es wird am denkenden Leser sein, zu entscheiden, ob das der Dunkelheit Entrissene wirklich echt ist oder nur Schein.

Ich habe versucht, durch subjektive Beobachtung des Seelenlebens eine relativ objektive Kenntniß von ihm zu erlangen, wie der Arzt durch Selbstbeobachtung seiner Krankheit

zu einem Bilde ihres Wesens in der Allgemeinheit zu kommen trachtet. — Ich war besonders bemüht, der Neigung zum Pessimismus, welcher meiner Generation eigen ist, zur Beeinträchtigung der Objektivität nicht das große Wort zu lassen; wenn trotzdem das Buch nach seiner Lektüre einen bitteren Nachgeschmack hinterläßt, so glaube ich den Grund weniger in meiner Auffassung, als vielmehr in uns selbst suchen zu müssen, denn die Nachtseiten in unserer Seele sind in Wahrheit stärker entwickelt, als ihre Lichtseiten. Schon in der einfachen Thatsache des Sträubens unseres Herzens gegen eine Entschleierung vor dem eigenen Ich liegt der Beweis des „Schuldig", und das eigenthümliche Vorschieben anderer Gefühle vor das wahre — die große Selbstlüge — möchte häufig fast veranlassen, a priori zu verurtheilen.

Einige moderne Psychologen haben die Ansicht vertreten, daß wir heute ganz anders empfinden, als vor Jahrtausenden. Ich bin nicht der Meinung. Die Grundzüge unseres Gefühlslebens sind jetzt so wie einst, — soweit man das Einst beurtheilen kann, — und Schmerz und Freude, Lüge und Wahrheit, Haß und Liebe haben ihr Wesen beibehalten, obwohl ihre Tendenz nach dieser oder jener Richtung gewechselt hat. — Jede Generation drückt ihrem Zeitalter den Stempel auf, das Cachet des unsern ist der Kampf des Zweifels gegen Autorität und Glauben.

Noch einmal, es ist am denkenden Leser das Echte vom Falschen zu unterscheiden, möge er sein Herz prüfen und das Resultat seiner Prüfung mit dem Gesagten confrontiren; antwortet dann die Stimme der Wahrheit in seinem Innern, so mag dies meine einzige Genugthuung sein für die jahrelange Arbeit einer traurigen Untersuchung.

Davos, im December 1891.

1. Betrachtung.

Von der Liebe.

Was ist Liebe?! Wenn ich von den Dichtern und Träumern absehe und mir Rath bei den großen, zeitgenössischen Kennern des menschlichen Herzens hole, so muß ich gestehen, daß von allen Niemand so den Nagel auf den Kopf getroffen hat als Paul Bourget, als er versuchte, in seiner Physiologie de l'amour moderne uns eine erschöpfende Erklärung dieser wundervollen und räthselhaften Empfindung zu geben. Er kommt, nachdem er das Labyrinth des Herzens nach allen Richtungen hin durchforscht hat, zu dem Schluß: L'amour c'est l'amour! Das heißt, er kommt zu einem ähnlichen, negativen Resultate wie Heine, jener andere Expert in Sachen der Liebe:

Die Engel, die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es Liebe.

Das ist wenig ermuthigend.

Indessen, um auf Bourgets Claude Larcher zurückzukommen, muß ich gestehen, daß seine Erklärung vom Standpunkte des Physiologen aus im Grunde eine unberechtigte ist, und ich hätte mich viel weniger gewundert, wenn er gefolgert hätte: Liebe ist Wollust.

Da liegt aber auch der Cardinalfehler des ganzen Buches, nicht die Physiologie, sondern die Psychologie der Liebe kann man beschreiben, denn Wollust ist keine Liebe, wie uns jeder Anatom haarscharf nachweisen kann; sie ist es nicht, noch war sie es, und die Ausschweifungen und das Raffinement der modernen Liebe, wie Bourget es nennt, finden wir in den verschiedensten Epochen der Weltgeschichte wieder, es ist keine Specialität unserer Zeit

Indessen muß ich gestehen, daß Claude Larcher in Wahrheit ein viel glänzenderer Psychologe ist, als er sich es selbst zugestehen will. Seine Leidenschaft für Colette, seine treulose Geliebte, ist eine Idiosynkrasie, die keine Regel bildet, auf der der Physiologe Voraussetzungen und Beweise konstruiren kann. Betrachten wir aber den Menschen in ihm, losgelöst vom Liebhaber, so haben wir durchaus nicht den fanatischen Realisten vor uns, als den er sich girirt, sondern einen Geist, den das Beobachten von Leben und Menschen zum Pessimisten gemacht hat, der aber nichtsdestoweniger oder vielleicht gerade deßhalb im Stande ist, die subtilsten Regungen unserer Seele zu analysiren und zu erkennen. Mit einem Worte: Es ist nicht der Physiologe Larcher, der zu dem Resultate kommt, l'amour c'est l'amour, sondern vielmehr der Psychologe, der unbewußt, man möchte sagen gegen seinen Willen, in ihm schlummert.

Daß Bourget in seinem Buche zu sehr den Franzosen und Weltmann sprechen läßt, anstatt zu generalisiren, gehört in die Kritik seines Werkes und nicht hierher. Ich habe mit dieser Gegenüberstellung meiner Ansicht weniger jene bezweckt, als vielmehr a priori die Fixirung meines Standpunktes in der Frage: Was ist Liebe?

Die Liebe ist eine individuelle Empfindung. Dem Einen erscheint sie roth, dem Zweiten schwarz und dem Dritten grün. Ich z. B. bin der Ansicht, daß die Liebe, so wie sie gemeinhin geschildert wird, als solche nicht existirt. Es ist das eine Fata morgana, die uns die Dichter vorzuzaubern suchen, aber eben eine Fata morgana, ein Gebilde ihrer und unserer Einbildungskraft. Doch man rechte mit einem Poeten über Wirklichkeit und Vorstellung!

Versuchen wir einmal auf prosaischem Wege zu erklären, welche Empfindungen die sogenannte Liebe birgt. Ich finde deren drei: Die Sympathie, der Sinnenrausch und die Gewohnheit.

1. Die Sympathie

ist von den drei Gattungen der sogenannten Liebe ohne Zweifel die höchste und nähert sich am meisten dem Ideal, von dem die Dichter träumen. Sie ist ganz losgelöst von den Sinnen und hat ihren Sitz in der Seele. Man nennt sie zwischen Personen gleichen Geschlechtes auch wohl Freundschaft. Ihr Wesen beruht auf keinen Principien, sie ist im Gegentheil principienlos und spottet jeder Schematisirung. Ihre hauptsächlichsten Merkmale sind: Das Aufgehen beider Personen in einander, absolutes gegenseitiges Verständniß, Unwandelbarkeit der Gefühle, das letzte Wort der Abnegation, Wunsch der Anwesenheit bei Abwesenheit und Wunschlosigkeit beim Zusammensein. Die Sympathie leidet aber an einem unheilbaren Gebreste, ihr haftet das Irdische, das Vergängliche an, obgleich sie ihren Sitz in dem unsterblichen Theile des Menschen hat: der Seele. Nicht im Herzen, wie die Poeten sagen, denn die Anatomen haben nachgewiesen, daß das Herz mit der Blutcirkulation über und über beschäftigt ist.

Die Seele erhält ihre Empfindung durch die Vermittlung des Gehirns von außen, allein von außen, — das innere

Seelenleben ist bekanntlich die Konsequenz und Verarbeitung des wirklichen Lebens Sie ist, (wie die Membrane im Phonograph empfänglich für die leisesten Wellenbewegungen des Schalles ist), empfänglich für die geringsten Vibrationen der Außenwelt. Da sie aber menschlich, d. h. defekt ist, ist sie ewigen Gesetzen unterworfen, forcire sie, und sie wird den Dienst versagen, unterlasse sie zu benutzen, und sie wird ihre Fähigkeit einbüßen, zu reflektiren. Oder in die gangbare Münze dieser Betrachtung umgesetzt: die fortdauernde Anwesenheit, der ständige Zustand der Wunschlosigkeit, wie ich es nannte, ermüdet und tödtet die Sympathie ebenso wie die dauernde Abwesenheit der beiden Geschwisterseelen. Les absents ont tort, sagt ein französisches Sprüchwort, die Anwesenden aber manchmal noch viel mehr.

Ich hatte deßhalb früher ein wenig Unrecht, als eines der Merkmale der Sympathie die Unwandelbarkeit, — die Poeten nennen es ewige Treue, — zu bezeichnen. Indessen, wenn wir Menschen von Gefühlen reden, so müssen wir im stillschweigenden Uebereinkommen uns damit begnügen, diese trotzdem nur fragmentarisch zu empfinden. Alle Gefühle sind relativ, das vollkommenste ist der Egoismus und das defekteste der Glaube. Die Liebe plant zwischen beiden wie ein Perpentikel zwischen den äußersten Punkten seiner Schwingung.

Die Sympathie schließt natürlich den körperlichen Besitz nicht aus, doch sind dies Verirrungen ohne Bedeutung, sobald die echte, wechselseitige Neigung existirt.

Das Gegentheil schildert Tolstoj sehr plastisch in seiner „Kreuzersonate“. Wir finden dort zwei Menschen, die, wie es daselbst heißt, sich zu lieben glauben. Nach der ersten Befriedigung des Naturtriebes stehen sie sich wie zwei wilde, aneinander gekettete Bestien gegenüber und sind für den Rest ihres Lebens verurtheilt, sich jede Woche einmal zu lieben,

wie Rosegger drastisch sagen würde. Hier ist die Beweisführung der Natur selbst so deutlich, daß Niemand an ihrer Logik zweifelt, und dennoch ist dies in sich ein Sinnenrausch wie ein anderer, aber es giebt Leute, die diesen andern ohne Reaktion nicht unterlassen können, als Liebe zu preisen und jenen mit Reaktion zu verurtheilen. — Die Liebe ist somit ein rein seelischer Vorgang, der im Grnnde nichts mit der Wollust gemein hat, häufig aber in Begleitung dieser erscheint. Er stellt sich am deutlichsten und unverfälschtesten dar nach dem Akte des Besitzes der geliebten Person.

Die Liebe tritt nur unter gewissen typischen, stets wiederkehrenden Bedingungen auf, von denen ich eine anführen will, um ihre subtile Natur zu illustriren.

Ihre Hauptkondition — und das ist die Lebensfrage der Sympathie — ist der Wunsch der Reciprocität. Ich sage mit Absicht: der Wunsch, — nicht die Gegenseitigkeit selbst; sie ist wie das Band, das sich um zwei Gegenstände schlingt und diese miteinander vereinigt. Jenes Band nennt man Gegenliebe, und man ist geneigt, gemeinhin diese als den eigentlichen Boden der wahren Liebe anzusehen. Diese Annahme ist indessen nur partiell richtig, denn die Neigung für ein gewisses Wesen zerfällt nicht sofort in sich selbst in Folge Mangels der Reciprocität, sondern besteht fort (unter der Bezeichnung „unglückliche Liebe"), wie ein brennendes Feuer, das indessen, da es nicht unterhalten wird, schließlich sich selbst verzehrt, ohne daß deßhalb Jemand behaupten wolle, es sei kein wirliches Feuer gewesen.

Daß der Brand aber endlich mit einem letzten Aufflackern erlöschen muß, ist eine einfache Naturnothwendigkeit, die jeder an sich probiren kann resp. schon probirt hat, und die Toggenburger gehören einer Rasse an, an der ich nicht weiß, was ich mehr bemitleiden soll, ihre unnatürliche Verstellung oder die

Beharrlichkeit, mit der sie den Aschenhaufen ihrer todten Liebe versuchen immer von Neuem wieder anzufachen.

Von der Liebe ohne die ersehnte Gegenliebe komme ich logisch auf einen ähnlichen Satz, dessen Unnatur ich in wenigen Worten erklären möchte. Ich meine das bekannte Goethesche: Ich liebe Dich, doch was geht es Dich an, oder mit andern Worten: Die Liebe ohne Verlangen nach Gegenliebe! Mit einer erklärlichen Befangenheit gehe ich, der Pygamäe, daran, ein Wort des großen Dichters zu demoliren. Indessen tröste ich mich damit, daß auch große Männer manchmal Dinge behauptet haben, die sie nicht haben verantworten können, besonders, wenn es so verführerisch klingt wie jenes. In der That, ich glaube nicht, daß schon einmal ein Mensch so etwas in Wirklichkeit empfunden hat. Daß hin und wieder Jemand annimmt und behauptet derartiges zu fühlen, um mit Goethe das Verständniß einer so großartigen Empfindung theilen zu können, stelle ich nicht in Abrede, doch kann solche Afterdenkerei der gesunden Logik schlechterdings nicht Stand halten, denn welches sind die beiden ersten Merkmale der wahren Liebe? Das Aufgehen beider Personen in einander und absolutes gegenseitiges Verständniß! Wo kann von Liebe die Rede sein, wenn diese beiden Marksteine jenes Gefühls gänzlich fehlen.

Indessen vermuthe ich den Ursprung des Goetheschen Wortes in einer Empfindung, die wohl Keinem von uns fremd geblieben ist. Ich meine das trotzige, erste Aufwallen nach kalter Zurückweisung unserer Liebe, der Moment in dem man die Welt vor sich glaubt versinken zu sehen, und seinen letzten Trost im wilden Trotze sucht. Wenn ich Dich liebe, nun was geht's Dich an! Diese Worte reflectiren genau das Bild unseres augenblicklichen Seelenzustandes. Aber eben nur eines augenblicklichen d. h. vorübergehenden Zustandes und können keinen Anspruch auf Objectivität erheben.

Auch bei der Liebe gilt der bekannte Satz: Nur das Natürliche ist das Wahre.

2. Der Sinnenrausch

ist ein Gefühl rein animalen Ursprunges. Es giebt, wie gesagt, Leute, die ihn Liebe nennen, es ist aber ebensowenig Liebe wie Essen und Trinken, sondern ein einfacher Naturtrieb, — der der Fortpflanzung. Gewöhnlich zeigt sich diese Empfindung unverschleiert, manchmal ist sie indessen, — und besonders unter dem Zwange unserer Zivilisation, — so verhüllt, daß sie garnicht nach Leidenschaft aussieht. Aber unter dem Lammfell steckt der Löwe, eine Bewegung genügt, um ihn aufzuscheuchen, und er wird nicht aufhören zu brüllen, ehe er nicht Blut geleckt. Der Wunsch des engen Zusammenseins mit der Geliebten, das Erschauern bei einer zufälligen Berührung, der minutenlange Kuß, all das sind die Vorposten des Sinnenrausches, des kritischen Momentes, mit einem Worte: der Wollust. Sie ist gewissermaßen der Probirstein der Sympathie. Es ist ohne Zweifel sehr schwer die wahre Liebe von der falschen, ohne sich dieses Probirsteines bedient zu haben, — wenn ich so sagen soll, — zu unterscheiden; die Empfindungen, die sich zwischen Mann und Weib unter gewissen Bedingungen zu entwickeln pflegen, sind für beide Theile stets so verworren, so unklar, lassen mit einem Worte so wenig eine Analyse zu, ja im Gegentheil sträuben sich gegen eine solche, daß unter hundert Fällen neunundneunzig Paare mit einer dichten Binde vor den Augen in die Ehe treten. Tolstoj führt in der „Kreuzersonate" einige dieser häufig rein äußerlichen Bedingungen an, die besonders den Mann wohl verführen, die Leitung seiner Gefühle ganz zu verlieren und unter dem Drucke der gewöhnlichen Leidenschaft

zu empfinden und zu handeln. Er schildert als besonders große Sünder die modernen Schneider, die der überreizten Einbildungskraft durch ihre trügerischen und herausfordernden Werke den ersten Stoß versetzen. Aber eine Wasserpartie auf einem vom Mondschein überstrahlten See, ein Lied, ein träumerischer Blick, eine Thräne, ja selbst ein zu opulentes Mahl sind Dinge, die ihre großen Gefahren in sich schließen. Sie alle wirken vereint in Wahrheit auf die Sinne und rauben dem taumelnden Kopfe zu Gunsten des zitternden Fleisches den letzten klaren Gedanken. Vielleicht schlummert unter dem Chaos von verworrenen Gefühlen, die den Geist des Bethörten umnebeln, die wahre Sympathie, — aber wer kann das ahnen, — er sicher im Augenblicke des Rausches am aller wenigsten. —

Man könnte mir nun vielleicht den Vorwurf machen, daß ich Gefahr laufe, mich den Utopien Tolstoj's zu sehr zu nähern und nicht mit der Achtung von jenem Triebe spreche, der ihm als Alpha und Omega unseres Daseins gebührt. Indessen möchte ich diesen Vorwurf zurückweisen, denn meine Angriffe gegen jenen Trieb gelten weniger ihm als vielmehr seiner Verwechselung mit einer Empfindung, die allerdings hoch über ihm steht. Ich glaube nicht, daß Jemand es unternehmen würde, für die Befriedigung des Hungers als ein sublimes Gefühl eine Lanze zu brechen, beide stehen aber bekanntlich nach Schopenhauer*) als die einzigen Naturtriebe auf der gleichen Rangstufe.

Resümiren wir also: **Der Sinnenrausch kann der Begleiter der Liebe sein, sie selbst aber ist er nicht.**

*) Die Welt als Wille und Vorstellung: Selbsterhaltung ist sein (des Menschen) erstes Streben, und sobald er für diese gesorgt hat, strebt er **nur** nach Fortpflanzung des Geschlechtes.

Siehe auch Max Nordau: Die conventionellen Lügen der Culturmenschheit.

3. Die Gewohnheit.

Wie ich bereits vorhin erwähnte, läuft man nur zu leicht Gefahr, die Gewohnheit mit der wahren Sympathie zu verwechseln.

Viele nennen auch sie Liebe, aber nur mit demselben Recht, wie man Trüffeln und Kartoffeln Erdäpfel nennt. Die Gewohnheit ist keine Sympathie, sondern nur ein Reflex derselben, sie hat scheinbar dieselben Merkmale, doch können plötzlich Umstände eintreten, die den Bann der Gewohnheit brechen. Es ist etwa so wie der Reflex der Sonnenstrahlen auf ein geöffnetes Fenster, das Fenster wird geschlossen, der Widerschein verschwindet, indessen die Sonne noch hoch am Himmel steht.

Es ist leicht die Abwesenheit der Liebe, (ich bediene mich absichtlich hier des Ausdruckes Liebe), in einem Falle zu konstatiren, wie man ihn ebenso häufig in unserer zeitgenössischen Gesellschaft, wie in früheren Epochen findet. Ich meine die Untreue oft nach jahrelangem, glücklichem Zusammenleben von zwei Menschen, die sich zu lieben glaubten, und von denen alle Welt überzeugt war, daß sie sich liebten. Ein Hauch, ein Atom, ein Nichts genügt, um die scheinbar festesten Ketten zu brechen.

Schwieriger zu erklären und auf den ersten Blick unverständlich ist indessen jener andere Fall, der, wenn auch nicht zu häufig, so doch oft genug vorkommt, um darauf eine Erfahrung zu begründen und die entsprechenden Consequenzen zu ziehen. Ich meine die unglaublich schnelle Neuverheirathung eines kinderlosen Wittwers — Wittwe — nachdem er — oder sie — Jahre ungetrübten Glückes an der Seite seiner Frau — ihres Mannes — verlebt hat. Es gehört das nicht unter die Rubrik der Sympathie und ihrer

Mängel (les absents ont tort), sondern involvirt vielmehr einen Treubruch zu unpassender Zeit. Es ist schwierig oder unmöglich einen Termin zu fixiren, bis zu welchem die letzten Eindrücke der Schwesterseele auf unsere eigene sich verflüchtigt haben können, und nach den Gesetzen der Vergänglichkeit neue Eindrücke erlaubt sind, jedenfalls liegt der Termin aber weit hinter dem einen Trauerjahre, das solche vulgär Heiraths-wüthigen genannt, sich kaum gönnen, um neuerdings vor dem Altar oder dem Standesbeamten den Schwur ewiger Treue zu leisten.

Solche Leute entschuldigen sich, (schon daß sie sich entschuldigen ist ein Beweis gegen sie, denn qui s'excuse s'accuse) gewöhnlich etwa folgendermaßen. „Ich war zu glücklich in der Ehe, als daß ich jetzt allein zu leben vermöchte, — ich suche mein verlorenes Glück bis ich es finde!" Und dabei schneidet dieser Hypokrit ein Gesicht, als ob ihm sein Schuhmacher zu enge Stiefel gemacht hätte. Ist's ein sehr oberflächlicher Kopf, so glaubt er es vielleicht selbst, ist es aber ein ehrlicher Mensch, d. h. ein Mensch, der sich über sein Thun und Lassen Rechenschaft ablegt, so wird er sich sagen: „Ich habe meine Gewohnheit lieber als mein verlorenes Glück (!), deshalb will ich jene sobald wie möglich fortsetzen, es ist schon unangenehm genug, daß ich mich an ein neues Gesicht gewöhnen muß!" Wohlgemerkt, er wird das nicht nach vierzehn Tagen denken, in der Zeit bewegt sich der Ehrlichste noch im Kreise seiner frommen Selbsttäuschung, aber später bei gewissen Unannehmlichkeiten, die das Junggesellenleben mit sich bringt, werden seine wahren Gefühle hervorschießen wie das Unkraut nach einem Gewitterregen.

Die dritte und letzte Klasse der Gewohnheitsliebe ist die jener Leute, welche in dem Glauben leben und sterben, daß sie sich sehr geliebt haben, und die in fünfzig Jahren nicht

einmal jenes beglückende Gefühl des absoluten gegenseitigen Verstehens gekostet haben. Da aber die Einbildung die Thatsache vollkommen für den interessirten Theil ersetzt, so brauchen wir uns mit ihnen weiter nicht zu beschäftigen und können hiermit diese Betrachtung über die zeitgenössische Liebe schließen. —

2. Betrachtung.

Vom Haß.

Wie bei der Liebe ist es zuerst nothwendig auch den Haß von den Zusätzen und Anhängseln zu entkleiden, mit denen seit Jahrhunderten die Menschheit den ursprünglichen Begriff verquickt hat.

Präcisiren wir also: Der Haß, eine dauernde Empfindung, setzt die Beleidigung voraus und erfordert den Wunsch und die Absicht zur Rache oder diese selbst. —

Unterscheiden wir zwei große Arten des Hasses: den Rassenhaß und den persönlichen Haß.

1. Der Rassenhaß.

Während letzterer Dank dem täglich mehr überhand nehmenden Kampfe ums Dasein, der alte unsere physischen und geistigen Kräfte absorbirt, an Bedeutung abgenommen hat, können wir im Gegentheil die eigenthümliche Erscheinung konstatiren, daß der erstere Dank dem Kampfe ums Dasein im Begriff ist, ungeheuere Dimensionen anzunehmen.

Das moderne Princip der Völker ist Abschließung und Nationalisirung. Während die Civilisation alle Kräfte anspannt, die Länder zu verbinden (Ausstellungen, Eisenbahnen, Telegraphen und Dampfschiffahrt) paralysirt der struggle for ife diese Anstrengungen und zieht unsichtbar chinesische

Mauern. Schutz vor der deutschen Konkurrenz, oder Schutz vor der englischen! — Vor wem schützt man sich aber? — Naturgemäß vor seinem Feinde, und seinen Feind hat man ein Recht zu hassen. —

Giebt es aber gar feindliche Enclaven im eignen Lande, so heißen die Schutzmittel Terrorisirung oder Nationalisirung mit Feuer und Schwert, was man Ende des neunzehnten Jahrhunderts aber viel wirksamer mit Feder und Tinte betreibt.

Die Völker haben sich also damit einen Haß künstlich großgezogen, unter dem sie waffenklirrend seufzen — und zahlen. Und daß dieser Haß ein künstlicher ist, geht aus der Thatsache hervor, daß in überseeischen Ländern, die keiner europäischen Macht gehören, Deutsche und Franzosen, Russen und Engländer, Italiener und Spanier in vollkommener Harmonie leben, und nur ein stummer Antagonismus zwischen den Söhnen jenes Landes und den Fremden existirt. Selten stört ein Mißton die ruhige Konkurrenz der Eingewanderten, und tritt einmal ein solcher Fall ein, so kann man sicher sein, daß es der Reflex eines Blitzes ist, der sich über Europa entladen hat.

Indessen gehört eine Erklärung des Rassenhasses nicht eigentlich in diese Betrachtung, und ich gehe kurzer Hand zur Kategorie

2. Dem persönlichen Haß

über.

Ich sagte vorher, daß dieser Dank dem Kampfe ums Dasein im Begriff sei, mehr und mehr an Bedeutung zu verlieren, da er alle unsere physischen und geistigen Kräfte absorbire. Es bleibt uns in der That keine Zeit übrig, an Gefühle solcher Art zu denken, wo viel höhere Interessen auf

dem Spiele stehen, wo wir alle unsere Kräfte allein dafür schon einzusetzen haben, um das tägliche Brot zu verdienen und das nackte Leben zu fristen. Zehn, — hundert Gründe halten uns davon ab, uns Empfindungen hinzugeben, die viel zu viel unsere kostbare Zeit belasten würden. Der Kampf ums Dasein ist hier jene Macht, die, wenn auch das Böse eigentlich nicht will, so doch bedingt und trotzdem das Gute schafft.

Der zweite geschworene Gegner des persönlichen Hasses ist die Civilisation. Die feste, innere, staatliche Organisation, die Erhebung des Niveaus unserer geistigen Bildung, unsere schablonenmäßig gesellschaftliche Ausprägung und die damit Hand in Hand gehende Unterdrückung der Individualität sind ebenso viele, wuchtige Streiche gegen jenen wilden Gesellen, der bis vor hundert Jahren noch von seiner urwüchsigen Kraft nichts eingebüßt hatte. Heute ist er ein fadenscheiniger Lump in Frack und weißer Weste, mit dem man sich meistens trefflich vermittelst einiger Banknoten, (Silber nimmt er auch), arrangiren kann.

Man könnte mir hier einwerfen: Und wo bleibt der Einfluß des Christenthums? — Machen wir uns keine Illusionen darüber, der Einfluß der Religion auf diese Nachtseite des menschlichen Charakters ist gleich Null. Keines der Gebote des christlichen Glaubens wird so mit Füßen getreten wie dies: Liebe deine Feinde. Bei keinem ist die Dissonanz zwischen Theorie und Praxis schreiender als hier, und keines, — seien wir gerecht, — hat sich heute mehr überlebt und ist weniger berechtigt als jenes. Das „Liebe deine Feinde" gehört zu den perfiden Lügen unserer Kultur, ist eine hohle Phrase ohne Bedeutung heute, aber sacro sanctum durch den, der es vor zwei Jahrtausenden aussprach und bethätigte.

Ich gehe zur näheren Klassificirung des persönlichen Hasses über und unterscheide drei Arten: Haß aus edlen Regungen, Haß aus gemeinen Motiven und die Blutrache.

Nr. I.

Unter der Lupe betrachtet, ist die Gattung No. 1 so selten wie ein weißer Elephant. Vieles segelt unter dieser Flagge, das in Wahrheit unter No. 2 rangirt oder überhaupt gar nichts mit dem Haß gemein hat. Ich zähle z. B. die übereilten Handlungen des Jähzornes, neun Zehntel aller Duelle, und besonders jene eigenthümliche Erscheinung, die man als letztes Wort der Eifersucht, als Haß der Liebe bezeichnen könnte.

Daß der Jähzorn hin und wieder mit dem Haß verwechselt wird, läßt sich dahin erklären, daß beide, obwohl grundverschieden in ihrem Wesen, trotzdem gleiche Prämissen und ähnliche Konsequenzen aufweisen, nämlich die empfundene Beleidigung und die ausgeführte Rache. Ein Axiom mag für mich sprechen: Der Jähzornige ist durchschnittlich von oberflächlichem Charakter und unfähig, tief zu hassen, während ganz im Gegentheil der Hassende von konstantem Charakter ist und sich selten bis zum Jähzorn vergißt.

Indessen sind dies Gefühle, die bis zu Kain hinaufreichen und nicht eigentlich als moderne bezeichnet werden können. Ich gehe deßhalb zu einem zweiten, weit interessanteren Punkte, dem des zeitgenössischen Duelles, über.

Mit einem wahren und aufrichtigen Vergnügen mache ich mich daran, das nichtswürdige Scheinleben dieser Spektakelhelden zu seciren, obwohl vor mir schon ein Besserer über

diese modernen Ritter von der traurigen Gestalt die Geißel seines Spottes geschwungen hat: Mark Twain!

Ob das Duell an und für sich berechtigt ist, gehört nicht hierher; wie der Arzt mit der existirenden Krankheit, so habe ich es nur mit der vorhandenen Thatsache zu thun. Wiederholen wir indessen noch einmal die Definition des Begriffes Haß: Der Haß ist eine dauernde Empfindung mit Wunsch und Absicht der Rache oder dieser selbst. Betrachten wir nun, in welchem Verhältnisse neun Zehntel der heutigen Duelle dazu stehen.

Eine wunderhübsche Auslese bieten uns gleich die sogenannten Café-, Restaurant-, Theater- und Straßen-Duelle. Nichtigkeiten, ein Blick, eine Berührung, ein unschuldiges Wort genügen zu einer Provokation auf dem Felde der „Ehre", und beide Kontrahenten, oder häufig auch nur einer, handeln rein unter dem Einflusse des Jähzornes, ihrer Stellung, der Trunkenheit ꝛc. ohne im entferntesten das zu empfinden, was das ursprüngliche Duell in erster Linie bedingte: Beleidigung und Haß. Diese Art des Zweikampfes findet seine Anhänger hauptsächlich in Deutschland, während — wie soll ich es nennen — das Eitelkeitsduell eine Specialität der romanischen Rasse ist. Während das Café-Duell unter Umständen Verwundungen, sogar den Tod herbeiführt, kann man den Eitelkeits-Duellen fast stets mit Sicherheit einen günstigen Ausgang prognosticiren. Das Blutvergießen steht nicht im Programm jener Kämpen, wohl aber ein ansehnlicher Tintenverbrauch zur Abfassung der unumgänglich nothwendigen Dokumente und Reklamenotizen.

Außer dem Jähzorne und den erwähnten Duellen führte ich drittens als Beweis für den Haß aus nur scheinbar edlen Regungen jenen an, den ich als Höhepunkt der Eifersucht, als Haß der Liebe bezeichnete.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung unserer Zeit, daß dieser Haß und seine Rache fast ausschließlich Specialität des weiblichen Geschlechtes ist. Die Geschichte der französischen Schwurgerichtsverhandlungen zeigt uns, daß die Geschworenen Missethäter dieser Art frei zu sprechen pflegen, mithin sich für die edle Regung einer solchen Rache aussprechen. Es wird Niemanden Wunder nehmen, wenn ich mich gegen dieses Princip erkläre, denn wahre Liebe (Sympathie) erzeugt nicht Haß, sondern höchstens Vergessen oder Ueberdruß. (Betrachtung I und Bourget: Physiologie de l'amour moderne.)

Haß ist der Liebe so fremd wie die Nacht dem Tage, und eine Frau, die wirklich liebt, wird nie die Hand gegen den aufheben, der sie verlassen hat, — sie wird fliehen, sie wird leiden, sie wird vergessen, aber sie wird sich nicht rächen. Deßhalb nennen wir besser einen solchen Haß nicht „Haß aus Liebe“, sondern Haß aus Neid, Eifersucht, Elend und Noth, und wir mögen ihn ruhig zu jener zweiten Gattung zählen, die ich als Haß aus gemeinen Motiven bezeichnete.

Ich könnte noch lange fortfahren, den Haß aus edlen Regungen von eingeschmuggelten Irrthümern zu reinigen, doch mag dies genügen.

Es bleibt mir somit nur noch übrig, jenem hohen, stets entschuldbaren, häufig berechtigten Gefühle*) einige Worte zu widmen, nur einige Worte, — denn das Material ist erschreckend zusammengeschmolzen. — Wer hätte den Muth, jene sublime Empfindung des beleidigten Ehrgefühls, das nach Rache dürstet, zu verdammen? Fort mit dem christlichen Gebote: Liebet eure Feinde, das in diesem Falle zur

*) Allerdings weder vom gesetzlichen, noch vom christlichen, noch vom ethischen Standpunkte aus läßt sich dies vertheidigen; doch ist es natürlich vom rein menschlichen, erklärlich vom reflektiven und angemessen vom ästethischen Standpunkte.

Feigheit und Komplaisance rathet. Die beschimpfte Gattenehre, der besudelte Name, die geknechtete Freiheit, sie alle schreien voller Haß nach Vergeltung. Wer erinnert sich nicht jener unglücklichen Frau von Thürr, Gemahlin des Generals Thürr, die Vermögen, Gesundheit und Leben daransetzte, ihren Sohn aus den Händen einer Circe zu retten, mit der er geflohen war. Sie folgte ihm von Europa nach Asien, von Asien nach Amerika. Sie ging den La Plata hinauf nach Brasilien, durchforschte Bolivien und kehrte ungebeugt nach Europa zurück, um von hier von Neuem die verlorene Spur aufzunehmen. Einer meiner Freunde, der in Buenos Aires im Hause des Exminister Wilde mit ihr zusammentraf, sagte mir am folgenden Tage: „Welch' eine Frau! welch' eine Mutter! Nie hätte ich bei dem schwachen Geschlechte so viel Muth und Energie erwartet. Sie erzählte uns ihre Irrfahrten und fügte am Schlusse hinzu: Glauben Sie mir, ich hasse dieses Weib, die mir meine Ruhe, mein Glück und mein Kind gestohlen hat, und ich will mein Leben daran setzen, um sie zu suchen, habe ich sie aber gefunden, dann wehe ihr!"

Nr. II.

Lassen wir uns an diesem Beispiele genügen und unterziehen die zweite Gattung des persönlichen Hasses, den Haß aus gemeinen Motiven einer kurzen Beobachtung.

Einen Theil der verkappten Sünder, die sich unter die anständigen Leute gemischt hatten, habe ich vorher bereits entlarvt und ihnen ihren Platz angewiesen. Es bleibt mithin nur noch übrig, den Rest jenes treu- und glaubenlosen Gesindels ans Tageslicht zu ziehen, um zu sehen, weß' Geistes Kinder sie sind.

Ich führe zuerst den rein thierischen Haß ins Feld, der so alt ist wie die Menschheit. Er kennt keinen Unterschied

der Hautfarbe, des Geschlechtes, des Alters, er ist universell: Du hast mir mein Gut geraubt, also hasse ich Dich, also räche ich mich.

Darauf folgt in chronologischer Reihenfolge der religiöse Haß. Er ist nur einen Tag jünger als jede Religion, aber es ist eine Schmach, daß er auch der jüngere Bruder des Christenthums ist. Der religiöse Haß steht heute noch so in Blüthe wie vor tausend Jahren, er hat nur die Waffen geändert.

Die dritte und schlimmste Art ist der jesuitische Haß. Seine Wiege stand nicht in Pamplona und sein Vater hieß nicht Ignacio Loyola, sondern Niedertracht, Grausamkeit und Bosheit, mit einem Worte: der Teufel im Menschen.

Ich habe dieser drei Arten Erwähnung gethan, obwohl sie nicht ausschließlich unseren Tagen angehören, um die ganze Kollektion zu besitzen. Es fehlt aber noch eine specifisch moderne Abart des Hasses, die ohne Todschlag, ohne Bannfluch, ohne Dolch und Gift, trotzdem um so sicherer vernichtet. Wir haben es mit einem Gegner zu thun, der unsichtbar sich mit Nadelstichen rächt. Hier eine inspirirte Notiz in der Presse, dort eine leise Anspielung im Kreise der Gesellschaft, ein Lächeln, ein Achselzucken, ein hypokritisches Bedauern, — wie ein Ruf fällt es auf unser Leben, wir stehen rathlos einem wesenlosen Feinde gegenüber. Wo man uns früher herzlich empfangen, bemerken wir eisige Kälte, der offene Gruß wird zu einem verlegenen Schweigen, statt des lauten Wortes schlägt nur ein neugieriges Geflüster an unser Ohr. Wir sind ausgestoßen und geächtet. Nennen wir es ruhig moderne Rache diesen Kampf mit dem Wesenlosen, ein Produkt unserer Bildung, unserer staatlichen Organisation und einer verbesserungsbedürftigen Kirche.

Nr. III.

Und nun zum Schluß dieser Betrachtung noch ein Wort über die letzte und wildeste Gattung des persönlichen Hasses: Ueber den Haß der Blutrache.

Sie ist ein Kind finsterer, längst vergangener Zeiten, dunklen Heidenthums, und einer Rasse, die in unsere Gesellschaft unverstanden hineinragt. Jener Haß steht auf dem Aussterbeetat als überlebt und hat eben so wenig mit dem Modernen etwas zu thun, wie seine Vertreter.

3. Betrachtung.

Von der Freundschaft.

Es ist ein trauriges Geschäft bei einer der großartigsten Empfindungen der menschlichen Seele, bei einem der edelsten Gefühle des Herzens die Decadence, die Abnahme der Vibration constatiren zu müssen. Haben vergangene Geschlechter die Fähigkeit zu hassen in größerem Maßstabe besessen als wir, so war auch ihre Kraft zu lieben, — als Freund zu lieben, — eine intensivere und den lauwarmen Empfindungen des modernen Menschen weit überlegen.

Wo viel Licht ist, giebt es auch viel Schatten. Heute ist die Beleuchtung in Sachen der Feindschaft und Freundschaft eine minder scharfe, das Dunkel von Haß und Rache hat sich in gleichem Maße erhellt, wie die Helligkeit der selbstlosen Hingebung aus Freundschaft verblaßt ist, — die ausgleichende Civilisation hat die lichten Farbentöne verlöscht.

Die bekannte Bemerkung eines Berliner Finanzfürsten, daß in Geldsachen die Freundschaft aufhöre, ist trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer Banalität der allgemein gültige Ausdruck der Epoche. Die Worte sind symptomatisch bedeutend für den Geist unserer Zeit und die Auffassung von gewissen Empfindungen, über die divergirende Begriffe und Nüancen nicht existiren sollten. Freundschaft ist ein autokratisches

Regime, das nicht für constitutionelle Zugeständnisse geschaffen ist, sie herrscht blind und ohne Bedingungen, sie verlangt Alles für sich, aber opfert auch Alles für den Andern. Wie die Liebe Gegenliebe erfordert, um dauernd bestehen zu können, so erfordert die Freundschaft gleiche Empfindungen, um natürlich und konstant zu sein; Freundschaften ohne Gegenbeweise gehören zu den Monstruositäten die, obwohl sie existiren, selten sind, — ich komme später noch darauf zurück. Unser Zeitalter hat das Niveau der Freundschaft tiefer verlegt, es der Allgemeinheit und Oberflächlichkeit leichter erreichbar gemacht, es entwerthet und entweiht. Gerade wie der Werth der Diamanten sinken müßte, wenn man neue, große und gefüllte Felder entdecken würde, die den einst kostbaren Edelstein allen Händen leicht zugänglich zu machen im Stande wären, ebenso mußte es mit einer Empfindung ergehen, die durch ihre Anforderungen über dem Gewöhnlichen erhaben, nach und nach in das profane Gewühl der Menge gezogen wurde. Die Freundschaft fing einst bei der Aufopferung des eignen Ich an, — heute hört sie bei Geldsachen auf. — Da liegt die Verschiebung des Niveaus; Geldsachen also als Basis angenommen, wie das Gewicht des Wassers als Einheit für die Schwere sämmtlicher übrigen Körper, — gestattet eine Klassificirung aller Handlungen, die auf die Bezeichnung Freundschaft Anspruch zu erheben dürfen glauben nach oben oder unten, von der ertragenen Unbequemlichkeit bis zur Hingabe einer Summe Geldes.

Soweit aber auch in deutscher Zunge das Wort Freund gesunken, soweit der Begriff von seiner gewaltigen Höhe in den Staub der Straße gezogen sein mag, er steht doch noch immer über dem jämmerlichen Scheindasein, das er in den romanischen Idiomen fristet. Ziehen wir zur näheren Erörterung nur zwei Sprachen heran, das Französische und das

Spanische, um die Eigenschaften des armseligen Wesens, wie es im ami und im amigo in Wahrheit ist, zu definiren.

Die einzige, lobenswerthe Eigenschaft, die es besitzt, — und ich will dies vorweg gleich erwähnen, — besteht in der naiven Offenherzigkeit der Anwendung; seine alltägliche Benutzung erlaubt ein Urtheil, und ohne sich zu verstecken, giebt es seinen wahren Charakter gänzlicher Bedeutungslosigkeit zu.

Während die Bezeichnung Freund immerhin doch noch einige Verpflichtungen und Rechte voraussetzt, liegt in „ami“ schon kaum mehr als die rein etymologische Ableitung von amitié ohne jeden weiteren inneren Zusammenhang der Begriffe. Ami bedeutet thatsächlich nichts weiter als Bekannter in der gewöhnlichen Anwendung des Wortes, man bezeichnet damit eine Person, die außer einem Gruße, einem Besuche und einem Mittagessen kaum irgend welche andern Rechte auf uns haben kann, und von der wir nichts Anderes als anständige Manieren, gleiche sociale Stellung und freundliches Entgegenkommen erwarten. Unterzieht die Person sich Unannehmlichkeiten in unserm Interesse, so reicht das einfache ami schon nicht mehr aus, und wir nennen einen solchen charmanten Menschen bereits mon bon ami; stellt er uns aber gar sein Portemonnaie zur Verfügung, so nennen wir ihn im Ueberfließen unserer Gefühle gar mon meilleur ami, das indessen eine Beschränkung in der Anzahl nicht voraussetzt, da es schon vorgekommen sein soll, daß ein einziger Mensch mehrerer solcher meilleurs amis sein Eigen genannt haben soll.

El amigo steht nun noch eine Stufe tiefer wie l'ami, ich möchte fast sagen, es ist eine Herabsetzung für einen Menschen, den wir wirklich lieben, ihn so zu nennen. Amigo heißt thatsächlich im gewöhnlichen Gebrauche nichts weiter als „mein

lieber Herr," ja ersetzt hin und wieder nur einen Ausruf, der nach seiner Betonung die Bedeutung wechselt.

Erwarten wir vom ami immerhin noch etwas, so erwarten wir vom amigo garnichts mehr, nicht einmal sociale Gleichberechtigung.

Ist mir ein Herr heute Abend vorgestellt, und ich habe eine Stunde mit ihm mehr oder weniger angenehm verplaudert, so giebt ihm dies das zweifelhafte Recht mir beim Abschiede die Hand zu drücken und zu sagen: „Amigo G . . ., ich bin entzückt Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, ich wohne da und da, und bitte Sie stets über meine Dienste zu verfügen!" — Wehe dem Unglücklichen, der eine solche Einladung für ernst hält und sich am andern Tage auf den Weg macht, um die Früchte einer solchen schnellen Freundschaft zu genießen; er findet verschlossene Thüren, verschlossene Ohren und verschlossene Taschen. —

Amigo ist also ein gänzlich todter Begriff ohne jedwede moralische Bedeutung, und selbst mit der verzweifelsten Betonung und dem energischsten Nachdruck gesprochen, läßt sich aus diesem kalten Wortcadaver keine Wärme vielweniger Pflichten oder Opfer herauspressen.

Kehren wir indessen zum Deutschen zurück.

Ich entsinne mich, als ich ein junger Mensch von achtzehn Jahren war, daß mich einst ein alter Herr nach einem meiner Bekannten fragte. Ich erwiderte ihm gedankenlos: „Ah, Sie meinen meinen Freund X . . .," worauf mir die Bemerkung wurde: „Junger Mann, Sie sprechen da ein großes Wort gelassen aus, kennen Sie den X. so genau, daß Sie ihn als Ihren Freund bezeichnen können? Freundschaft ist ein zu hoher Begriff, als daß man mit ihm leichtsinnig umspringen darf, er setzt so viel voraus, daß Sie erstaunen würden, wenn Sie es ahnten. Sie können einen Menschen erst dann Freund

nennen, wenn Sie ihn erprobt und opferwillig gefunden haben, Sie können ihn erst dann Freund nennen, wenn Sie selbst für ihn durchs Feuer zu gehen bereit sind, kurz, wenn Sie geneigt sind, ihm Alles das zu leisten, was Sie von ihm verlangen. Freundschaft ist ein kostbarer Schatz im Leben und nicht minder selten als kostbar, und je älter ich werde, umsomehr überzeuge ich mich davon. — Seien Sie haushälterisch mit dem Wort, aber seien Sie geizig mit Ihren Empfindungen, wenn Sie sich große Enttäuschungen und noch größere Schmerzen ersparen wollen."

Diese Lexion gab mir zu denken, und ich fing an zu unterscheiden zwischen Freund und Freund.

In der That, Freundschaft, d. h. die echte, wahre, bedingungslose, soll ohne Berechnung und grenzenlos sein, — so grenzenlos wie natürlicher, unbekämpfter Egoismus.

Bei ihr giebt es keinen Anfang und kein Ende, sofern man nicht den Tod als solches betrachtet, und Sentenzen wie: „Bei Diesem oder Jenem hört die Freundschaft auf," oder: „Die Freundschaft hat auch ihre Grenzen," — sind absolut unzutreffend, und können nur als todte Phrase betrachtet werden. Jedes Aber, das sich gegen den Absolutismus in der Freundschaft richtet, zerstört das Ganze und nicht blos einen Theil des Ganzen, denn die Devise dieser hohen Empfindung heißt in Wahrheit: „Alles oder Nichts!" — Sie gleicht jener Blume, welcher die leiseste Berührung von Menschenhand den Tod bringt.

Ich habe bereits in einer früheren Betrachtung (I.) erwähnt, daß die Basis der Freundschaft die Sympathie bildet. Eine solche ist aber im allgemeinen nur da denkbar, wo Anziehungspunkte existiren, wo sich an einen Ideenaustausch und an Gefühlsgleichheit denken läßt, nicht aber da, wo Gegensätze aneinander mehr oder minder schroff herantreten. Die

Sympathie, wenn ich mit diesem Worte die Freundschaft, die nicht grübelt noch raisonnirt, bezeichnen darf, wird also da sich am ehesten denken, nachweisen und erklären lassen, wo sie sich in den natürlichen Grenzen ihres Fahrwassers bewegt, d. h. wo Raum, Zeit und Grund keine oder nur geringe Hindernisse entgegensetzt, um Empfindungen solcher Art durch äußeren Einfluß zu verkümmern.

Freundschaft wird sich also bei gleicher Geistesrichtung, ähnlicher socialer Stellung, gleichem Alter, gleichem Aufenthaltsorte und gleichem Geschlechte am ungehindertsten entwickeln können. Berechtigung und Fähigkeit zum Fortleben giebt ihr aber erst die Wechselseitigkeit. Denn eben so wie Liebe ohne Gegenliebe auf die Dauer undenkbar ist, ebenso ist es Freundschaft ohne Erwiderung und muß nach kurzer Zeit ihres Bestehens in sich zusammenbrechen.

Doch nicht allein der Mangel an Gegenseitigkeit ist es, der einer Freundschaft, — und sei sie noch so absolut, offen und aufrichtig, — den Todeskeim versetzen kann. Die Abwesenheit nur eines jener fünf Punkte, die ich vorher aufgezählt habe, vermag die Prädisposition zur Freundschaft ja diese selbst zu paralysiren oder gar gänzlich zu vernichten. Stellen wir uns z. B. den abgrundtiefen Unterschied der Auffassungen zwischen Mann und Weib vor, betrachten wir die verschiedenen Grundlagen ihres Seelenlebens, die verschiedene Erziehung und last not least ihre verschiedene Stellung im sexuellen Verkehr und das damit nothwendig verbundene Gegenübertreten der beiden Geschlechter, so kann es gar nicht Wunder nehmen, wenn bei ihnen am allerwenigsten von Empfindungen die Rede sein kann, deren Grundproblem das Neben und nicht das Gegenüber ist. Obgleich es mir nich in den Sinn kommt, die Möglichkeit eines andern Verkehrst als den sexuellen bei Mann und Frau in Abrede zu stellen,

so liegt doch zwischen den beiden Geschlechtern zu viel, als daß sich an eine Verständigung auf dem absolut ebenen Pfade der Freundschaft denken ließe, ganz abgesehen übrigens von der mangelhaften Begabung des Weibes an sich für die großartige Tendenz dieses Gefühles. Können wir doch die außerordentliche Seltenheit wahrer Freundschaft selbst zwischen Frauen täglich im Leben konstatiren. Findet hier und da ein wirklich inniges Aneinanderschließen aber statt, so pflegt da fast immer mehr die Stimme der Blutsverwandtschaft, als die der Wahlverwandtschaft ausschlaggebend zu wirken. Indessen hieß es die Thatsachen des Lebens und der Wirklichkeit leugnen, wenn man einer Empfindung nicht gedenken wollte, die sich häufig zwischen Mann und Frau entwickelt, ohne die geringste Färbung von rosa oder roth an sich zu tragen, — ich meine die sogenannte Kameradschaft, die den Unterschied des Geschlechtes vergißt und unter zwei Fremden ein Gefühl herstellt, das dem zwischen Bruder und Schwester aufs Haar ähnlich sieht. Diese Kameradschaft hat indessen so gut wie nichts, im besten Falle eben die äußeren Allüren nur, mit der Freundschaft gemein, und so glaube ich, daß die Wahrheit folgenden Axioms außer Frage steht: *Die Frau ist zu Allem bereit — selbst zum Tode — aus Liebe nie aber aus Freundschaft.* —

Ein zweiter Factor, der sich hindernd der Freundschaft in den Weg stellt, ist eine verschiedene Geistesrichtung durch Charakter, Neigung oder Erziehung.

Der Freundschaft Basis ist, wie wir bereits vorher gesehen haben, die reine Sympathie d. h. die undefinirbare Empfindung des Sichhingezogenfühlens zweier Personen gleichen Geschlechtes zu einander. Indessen genügt das nicht allein, denn die Freundschaft beschränkt sich nicht allein auf diesen stummen Austausch von Gefühlen, sondern hat die entschiedene Neigung

zur Aussprache im zweiten Stadium ihrer Entwicklung. Kommt dabei nun der Gegensatz der beiden Charaktere, die Verschiedenheit ihrer Ansichten und eine Kluft in der Erziehung und deren Endzweck in der Moral zum Vorschein, so kann es gar nicht fehlen, daß diese Freundschaft unter guten Auspicien zwar geboren, indessen unter schlimmen aus der Wiege gehoben, von kurzem Leben und voraussichtlich von gewaltthätigem Ende sein wird.

Im engen Zusammenhange mit der Verschiedenheit der Geistesrichtung, sogar unter Umständen ein Theil davon, ist die Verschiedenheit der socialen Stellung in ihrem Einfluß auf die Freundschaft. Empfindungen freundschaftlicher Art mit naiver Nichtbeachtung der Trennung durch die Lebensposition sind eigentlich nur bei Kindern denkbar; hier nehmen sie ihren Anfang und finden bei den Erwachsenen dann und wann später auch wohl eine Fortsetzung. Indessen sind solche Fälle selten, wie wir in der Folge sehen werden. Der Grundton im Leben ist derartigen Neigungen zwischen Angehörigen verschiedener Kasten, (sie müßten dann durch Bildung auf gleiches Niveau erhoben werden, denn Armuth im Gegensatze zu Reichthum ist in diesem Falle bedeutungslos), nicht günstig, und dies um so weniger, als sich die Gegensätze heutzutage mehr und mehr zuspitzen.

Der vierte Punkt, der gegen die Entwicklung der Freundschaft sich feindlich zeigt nnd ein Aufkommen von Empfindungen unterdrückt, die in allen Phasen auf den Gesetzen absoluter Gleichheit sich nur denken lassen, ist die Verschiedenheit im Alter. Auch diese Differenz steht im innern Zusammenhange mit dem vorhergehenden und entspringt aus einem Unterschiede von Ansichten, Neigungen und Charakter, ganz abgesehen von der Ungleichheit der Stellung von jung und alt im Leben.

Ich komme zum fünften und letzten Punkte der feindlichen Angriffslinie gegen die Lebensfähigkeit der wahren Freundschaft. Bereits in der ersten Betrachtung habe ich mich peremptorisch gegen die Umwandelbarkeit menschlicher Gefühle und speciell der Liebe ausgesprochen. Die Zeit, die große Trösterin aller Leiden, die alle unsere moralischen Schmerzen mildert, wenn nicht heilt, macht thatsächlich keinerlei Ausnahmen zu Gunsten von Gefühlen, die nach menschlichen Begriffen werth wären, konservirt zu werden. Sie eilt vorwärts und wir mit ihr. Was zurückbleibt — ob gut, ob böse — verschwindet vor unsern Blicken nach und nach, bis wir es ganz aus dem Auge verlieren, und uns nur noch der Schatten der Erinnerung bleibt. Also Alles, was uns einst gegenwärtig war, verfällt dem endlosen Grabe relativer Vergessenheit, dem es nur in nebelhaften Umrissen hin und wieder kraft einer moralischen Willensäußerung entrissen werden kann. Aber diese Resurrektionen in der Erinnerung werden seltener und seltener und verwischen sich um so mehr, je dichter der Schleier vieler und bedeutender neuer Ereignisse sich vor unsern Geist schiebt.

Der Raum also, der in diesem Falle gleichwirkend wie die Zeit ist, — denn die räumliche Trennung verursacht die zeitliche, — ist der Feind der Freundschaft, wie er der Feind der Liebe ist; Freundschaft, und sei sie auch noch so innig und treu, muß auf die Dauer der Zeit unterliegen und der Vergessenheit anheimfallen. Es wird einzig von dem betreffenden Individuum abhängen, von seiner mehr oder minder großen Erinnerungsfähigkeit, von der mehr oder minder starken Intensivität der sich dazwischendrängenden Ereignisse, — wie weit der Termin bis zum vollständigen Erlöschen seiner Gefühle hinausgeschoben wird, respective hinausgeschoben werden kann! —

Was im Allgemeinen heute unter dem Begriff Freundschaft verstanden wird, habe ich bereits vorher kurz erwähnt. Es beschränkt sich mehr oder weniger auf die äußerlichen Beweise einer gewissen Achtung in Verbindung mit einer oberflächlichen Kenntniß des Charakters und der Eigenheiten des Andern. Herr X trinkt Spaten, Herr Y auch; oder Herr X ist Feind der neuen realistischen Richtung in der Kunst — Herr Y haßt Makart tödtlich; oder X reist alle Sommer in die Schweiz — Y verabscheut die See; X eifert gegen die Mode, Y nicht minder; X ist beim letzten Avancement übergangen — Y hat sich noch immer nicht von den Folgen eines ähnlichen Attentates auf seine Carriere erholt — soviele Beispiele, soviele Gründe zur Freundschaft. Aber, frage ich, liegt in solchen Aeußerlichkeiten auch nur ein Schatten von dem wahren Wesen dieser hohen Empfindung? Wird Herr X nicht bei den ersten Anstalten seines alter ego, wie er sich vielleicht enthusiastisch ausgedrückt hat, ihn um einen großen Dienst zu bitten, mit verlegenem Lächeln z. B. antworten: „Alles was sie sonst wollen lieber Y, aber ich verleihe grundsätzlich nicht Geld, da müssen Sie sich schon an Jemand anders wenden.“ Indessen sind nicht Alle so schlimm und, wenn X zu Y deßhalb mit einer Bitte kommt, so wird ihm dieser erwidern: „Aber natürlich lieber X, hier haben Sie das Gewünschte!“ Und im Innern verwünscht er den lästigen Borger zu allen Teufeln. Ist das Freundschaft, frage ich? Sicherlich nicht, denn ein Freund soll nicht allein geben, sondern mit freudigem Herzen geben, es soll ihm ein inneres Glück sein, den, welchem er seine Sympathie aus vollem Herzen geschenkt hat, aus der Noth oder Verlegenheit zu retten. Und dann — ist denn eine pekuniäre Hilfe die ultima Thule aller Freundschaft?

Ich habe, als echtes Kind unserer Zeit, gerade dieses Beispiel erwähnt, um meinen Worten eine handgreifliche

Deutlichkeit zu verleihen, — aber in Wahrheit ist ein derartiges Helfen aus der Noth doch noch lange kein Akt der Freundschaft. Er kann es sein, wenn man auch zu allem Andern bereit ist, — aber er muß es nicht sein, und er ist es nicht, wenn man unwillig giebt oder, wenn hinter der gemachten Hilfsleistung ein dicker Strich gezogen wird, der soviel heißt wie: Bis hierher und nicht weiter. — Nein, wie ich bereits vorher erwähnte: Wahre Freundschaft kennt keine Grenzen. Deßhalb kann das Gefühl höchster Hingebung auch nur da in vollem Glanze sich zeigen, wo die Empfindung durch keine feindlichen Nebenempfindungen beeinträchtigt, verkleinert und geschädigt wird. — Liebe ist der erbittertste Gegner und Konkurrent der Freundschaft, denn zuerst absorbirt sie einen Theil der Seele, verleitet ihn zur Fahnenflucht, und schließlich legt sie fremde Pflichten auf Kosten der alten auf, Pflichten, die unter Umständen schwerwiegender sein können, als diejenigen, welche die Freundschaft diktirt. Aus dem gleichen Grunde kann eine Freundschaft auch nicht neben der andern existiren, da nothgedrungen nur die eine auf Kosten der andern zu leben im Stande ist. Zwei halbe Gefühle geben aber noch immer kein ganzes, wenigstens hier nicht, — es bleiben auf beiden Seiten eben Bruchstücke, die nicht die Fähigkeiten besitzen, sich aneinander zu schließen.

Freundschaft herrscht absolut und bedingungslos, und überall da, wo sie Zugeständnisse machen muß, verliert sie an Größe, Tiefe und Erhabenheit.

In späteren Betrachtungen werden wir übrigens Empfindungen kennen lernen, die nur zu oft geneigt sind, unter der Flagge der Freundschaft zu segeln, ohne die geringste Aehnlichkeit mit ihr zu haben. Der Egoismus, der sich der Freundschaft bedient, um seine selbstischen Zwecke besser zu erreichen, der Snobismus, der Freundschaften schließt, um sich

mit dem Gegenstande seiner Zuneigung zu brüsten, sind zwei solcher Beispiele, in denen eine edle Empfindung vor Gefühle gemeiner oder zweifelhafter Art zum Zwecke einer Täuschung geschoben werden. Derartige Gefühle rangiren natürlich nicht in diesen Abschnitt, der, wenn auch unsere heutigen Begriffe von Freundschaft nicht auf der Höhe stehen, die ihr zukommt, immerhin einem Empfinden gelten sollte, das, obwohl ein Bastardgefühl, dennoch seine Abstammung von edler Rasse nicht ganz und gar verleugnet.

4. Betrachtung.

Von der Selbstverleugnung.

Daß ich im Zeitalter der Dekadence, das ich auch das des Egoismus nennen möchte, nur mit Widerstreben an eine Empfindung herantrete, die man ohne Zaudern zu den sublimsten im Charakter des Menschen zählen kann, ist nicht zu verwundern. Blüht doch die Selbstverleugnung so selten wie die Lotosblume. Der Kampf ums Dasein tödtet solche zarten Gefühle, wie der Reif der Frühlingsnacht die Blaublümelein. Ach, wenn die Abnegation nur einigermaßen proportionell zum Egoismus stände, die Welt müßte ein Paradies sein, — für die Selbstsüchtigen.

Die Skeptiker werden mich belächeln und die Misanthropen einen Optimisten nennen, wenn ich das folgende Verhältniß aufstelle: Eine That der Selbstverleugnung kommt auf zehntausend Handlungen des Egoismus.

Aber gerade deßhalb streichen wir die Flagge in Demuth vor jenen seltenen Wesen, die die Seelengröße besitzen, die Selbstsucht in sich zu tödten, wie das persönliche Interesse und ihre Eitelkeit.

Man sagt: Es giebt eine Tugend, deren sich Niemand rühmen kann: Die Bescheidenheit, denn der, welcher sich ihrer rühmt, besitzt sie nicht mehr. Man kann mit dem gleichen Rechte dasselbe von der Abnegation behaupten: Der, welcher sich ihrer rühmt, besitzt sie nicht mehr.

Selbstverleugnung ist die Inkarnation des christlichen Gedankens, d. h. es ist die Loslösung vom eignen „Ich“ und

das Aufgehen in anderen Interessen, ohne Anspruch auf Vergeltung.

Im Verlauf dieser Betrachtung werden wir sehen, wie jedes der beiden Geschlechter die Selbstverleugnung seinen Grundempfindungen angepaßt hat.

I.

Die Abnegation des Mannes ist eine Charaktereigenschaft im Gegensatz zu jener der Frau, der Gefühls-Selbstverleugnung, wenn ich so sagen darf.

Ich möchte beim Manne deßhalb auch die höhere Empfindung konstatiren, während ich der Frau das stärkere Gefühl zuspreche.

Man kann bei der Selbstverleugnung des Mannes eine zweifache unterscheiden: für die Gesellschaft und für das Individuum.

Die erstere ist der Höhepunkt, den das Gefühl der Selbstlosigkeit erreichen kann, und in Folge dessen das bei Weitem seltenste. Wir kennen es Alle unter dem Namen Patriotismus (dem Feinde gegenüber) und Pflichttreue. Es ist die Opferbereitwilligkeit des Lokomotivführers, der, um im Augenblicke der Gefahr das Leben von tausend ihm anvertrauten Menschen zu retten, das seine mit Entsagung in die Schanze schlägt. Es ist der Opfermuth des Schiffsführers, der lieber mit seinen Planken untergeht, als einen seiner Passagiere oder Matrosen auf dem sinkenden Dampfer zurückzulassen. Es ist (unter Umständen) die Furchtlosigkeit des Arztes, der in das Cholera-Hospital geht, um seinen Mitmenschen Hilfe zu bringen. Es ist der Opfertod des einsamen Wachtpostens, der fern vom Vaterlande, ungenannt und unbekannt von einer Kugel durchbohrt, ins Grab sinkt.

Ganz verschieden von jenen Beweisen der Selbstverleugnung zu Gunsten der Gesellschaft sind diejenigen zu Gunsten des Individuums.

Wir werden sehen, wie die Empfindung von den kalten Höhen der Pflichterfüllung und des Opfermuthes in die vom Sonnenlicht des Interesses für ein geliebtes oder verehrtes Wesen überflutheten Regionen herabsteigt. Es verliert zwar das Gefühl in sich nichts von seiner Größe, aber die Ausführung der That ist weniger schwer, wenn der sich Opfernde an das Glück, an die Ruhe oder an die Zufriedenheit denkt, die er mit seiner Handlung jenem Wesen erkauft. Ich möchte diese Empfindung fast den Egoismus der Selbstverleugnung oder auch Egoismus der Liebe nennen, wenn ich nicht fürchtete, besonders mit der letzten Bezeichnung eine falsche Vorstellung zu erwecken.

Ich nannte in einer früheren Betrachtung bereits unter den Merkmalen der Sympathie die Selbstlosigkeit. Es ist dies die natürlichste und elementarste Gattung und bedarf ebensowenig einer Illustrirung, wie die Selbstverleugnung aus Freundschaft, die in der Literatur leider öfter sich wiederfindet, als im Leben.

Das seltenste Species indessen ist die Abnegation für ein in der gesellschaftlichen Rangordnung über uns stehendes Individuum. Sie ist den niedrigen Gefühlen der Menschenseele so fremd, daß sie ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Also ziehen wir den Hut vor jenen großen Geistern, deren Namen fast ausnahmelos – Undank ist der Welt Lohn — in der Dunkelheit der Geschichte verschwinden.

II.

Wenden wir uns nun zur Selbstverleugnung der Frau in ihren verschiedenen Gestaltungen. Konstatiren wir

vor allen Dingen hier eine doppelte Anomalie: Das Weib bethätigt ihre Selbstlosigkeit weder der Gesellschaft, noch ihrem eigenen Geschlechte gegenüber.

Das erste ist nicht zu verwundern und wird bedingt durch die Erziehung und durch die Stellung der modernen Frau im Leben; Nummer zwei gehört zu jenen räthselhaften Seiten im Seelenleben des Weibes, die dem moralisirenden Analytiker stets ein Buch mit sieben Siegeln bleiben werden. Man kann sich da wohl in mehr oder weniger vaguen Hypothesen ergehen, aber nie mit Sicherheit Behauptungen aufstellen. Es mag diesem stummen Antagonismus zwischen Frau und Frau eine unbewußte Eifersucht zu Grunde liegen, die sie principiell verhindert, barmherzige Gefühle im Allgemeinen für einander zu nähren; sind doch auch die Freundschaften des zarten Geschlechtes unter sich, gleich den Schmetterlingen, nur von kurzem Dasein.

Ich wende mich daher zuerst und ohne weitere Umschweife zu dem sublimsten Gefühle in der Brust des Weibes, zur Mutterliebe. Es ist das stärkste Empfinden ohne Grenzen, es ist die erbitterte Vertheidigung des schwer Erkauften bis zum letzten Blutstropfen, es ist das hochherzigste Hingeben von Leib und Seele, es ist absolutes Verzichtleisten auf das eigene „Ich", Unterstellung aller eigenen Interessen unter die des Kindes, es ist Liebe, Trost, Sorge, Kummer, Geduld, Schmerz, mit einem Worte, es ist die Krone der Empfindungen im weiblichen Seelenleben.

Aber ach, — daß es doch nie ohne Aber in dieser unvollkommenen Welt abgeht, wir leben in einer Zeit, in der Vergnügen und Genuß, Noth und Sorge, Kampf und Arbeit viele Stunden des Tages und der Nacht beanspruchen, und alle diese fremden Eindringlinge sind die Todtfeinde der Mutterliebe. — Hier entledigt die Mutter sich ihrer Kinder,

um sich ganz ihren gesellschaftlichen Pflichten zu widmen, dort verbittert der Kummer und der Hunger den Kleinen die Freude an ihrer Existenz, und in vielen Mutterherzen überwuchern die tagtäglichen Ansprüche, die die Arbeit an sie stellt, das hohe Gefühl der Liebe. Die Seele der modernen Mutter wird verwüstet durch die Stürme des Lebens, ihr Herz sollte ein Tempel für die Kinder sein, während es ein Gasthof ist, in dem alle Räume bereits besetzt sind.

Von der Mutterliebe kommen wir auf direktem Wege zur Selbstverleugnung der Gattin und Tochter, Empfindungen, an denen man höchstens die Seltenheit als modern bezeichnen kann. —

Und damit wären wir am Schlusse dieser Betrachtung!

Aber jene Selbstverleugnung der Frauen in ihrem Berufe als Krankenpflegerin und barmherzige Schwestern?

Wahrhaftig beinahe hätte ich an diese Gattung der Selbstlosen nicht gedacht!

Fassen wir also auch Jenen an den Puls und senken die Sonde in ihre Seele. Doch was ich da finde, bestätigt nur meine Ansicht:

Selbstverleugnung ist eine Empfindung, mitunter eine Charaktereigenschaft, aber nie ein Beruf.

Aber Ansicht ist eben Ansicht und kein Beweis, gehen wir deßhalb zur Analyse über.

Das Repertoire der sogenannten Selbstlosigkeit von Beruf ist voller Abwechselung; man findet da Alles von der höchsten Gefühlshöhe der Entsagung bis zum letzten Schmerzensschrei des hungrigen Magens.

Selbstverleugnung aus enttäuschter Hoffnung. Die Vertreterinnen dieser modernen Richtung unterscheiden sich ganz scharf in zwei Species: Die Häßlichen und die

Hübschen. Die ersteren bilden das Gros, ich schätze sie auf mindestens 95 % aller Berufsselbstlosen. Ihre Geschichte ist ebenso traurig wie einfach. Häßlich, reizlos, arm — kurz ohne Aussichten, je den wahren Beruf der Frau kennen zu lernen, entschließen sie sich zu dem Leben der Entsagung und beweisen damit, daß sie einsichtig genug sind, zu begreifen, daß sie arbeitsam genug sind, um nicht des Hauses verwiesen zu werden, daß sie anständig genug sind, um sich nicht zu verlieren. (Allerdings ist Häßlichkeit auch der beste Schutz der Tugend.) Das zweite Species, das der Hübschen — ich kalkulire höchstens 5 % — hat schon eine komplicirtere Geschichte. Ist Dir einmal eins — oder vielmehr zwei, denn sie gehen nie allein aus — dieser reizenden Geschöpfe mit dem süßen, entsagungsvollen Auge unter der weißgeränderten, schwarzen Haube auf der Straße begegnet? Hast Du Dich bei ihrem Anblicke nicht verwundert gefragt: Wie kommt diese unter Wesen, die mit dem Leben fertig sind? und Du hast vielleicht keine Antwort gefunden. Glaube mir, das reizende Kind ist durchaus nicht mit ihrem Leben fertig, sie hat sich übereilt mit ihrer ersten enttäuschten Hoffnung begraben, und ich wette eins gegen hundert, daß sie kaum den Augenblick erwarten kann, um aus der häßlichen Larve herauszuschlüpfen.

S e l b s t v e r l e u g n u n g a u s R o m a n t i k. Eine Gattung, die der vorigen ähnlich ist. Ihre Geschichte ist die Folgende: Fräulein Z.'s Eltern haben die Lektüre ihrer lesegierigen Tochter einer leider nur zu oberflächlichen Kontrolle unterworfen. Glücklicherweise ist die Kleine aber ein gutes Kind, die niemals Gefallen an zweideutigen Sachen gefunden hat, sich aber dafür mit um so größerem Eifer auf die gesammte Ritter- und Räuber-Romanliteratur geworfen hat. Die wunderlichsten Ideen formen sich in dem kleinen Köpfchen über das Leben. Zum Unglück ist Papa aber Mitglied des

Kolonial-Vereins, und da die junge Dame sich jetzt in dem Alter befindet, in dem sie mehr oder weniger Alles verschlingt, was ihr von bedrucktem Papier unter die Hände kommt, so kann es nicht ausbleiben, daß sie auch ihre Kenntnisse über fremde Länder durch verschiedene Fachblätter vervollständigt, die im Wohnzimmer auf dem Tische liegen. Eines schönen Tages ist das Malheur fertig. Sie behauptet, daß sie den Beruf in sich fühle, sie wird barmherzige Schwester, und zwei oder drei Jahre später sicht das junge Blut unter der Fiebersonne Afrikas oder Asiens einem sicheren Tode zu. —

Es würde zu weit führen, von all den verschiedenen Gattungen die Geschichte zu geben, die sich jeder mit Leichtigkeit selbst zusammenstellen kann, und ich beschränke mich darauf, nur die Species namhaft zu machen:

Selbstverleugnung aus Langeweile.

Selbstverleugnung aus Noth, um dem Hunger und Elende zu entrinnen.

Selbstverleugnung aus Zwang, um dem Willen der Eltern oder des Vormundes zu folgen u. a. m.

Ich glaube hiermit den Beweis erbracht zu haben, daß keine dieser vielen Arten der berufsmäßigen Selbstlosigkeit die wirkliche Empfindung der Selbstverleugnung reflektirt. — Doch kommen wir zum Schluß.

Die Abnegation ist so alt wie die Mutterliebe, aber wie alle Empfindungen, ist auch sie ihrer Epoche unterworfen.

5. Betrachtung.

Vom Egoismus.

Egoistisch sein, heißt Mensch sein! Damit documentirt diese Empfindung ihr Alter. Und dennoch, geben wir uns keinen Illusionen hin, auch der Selbstsucht hat unser Zeitalter sein raffinirtes Cachet aufgedrückt. Er ist der überfirnißte Stempel, den wir in allen Phasen und auf allen Arten unseres Gesellschaftslebens wiederfinden, der ihm sein verfeinertes, äußerlich glänzendes und innerlich verfaultes Gepräge giebt. Man hat dem brutalen Egoismus von „dazumal“ ein Paar weißen Glacehandschuhe aufgezwängt, aber ich behaupte, daß der geschniegelte Lump darum nicht schlechter versteht zuzupacken und seine Eisenkrallen um den Hals zu legen. Wer hätte seinen kalten Griff nicht schon verspürt, — und wer hätte seine liebevollen Umschlingungen nicht schon provocirt?! Sind wir doch alle Kinder Adams!

Machen wir uns zuerst einen Begriff über das Wesen der Selbstsucht und über die Symptome, unter denen sie auftritt, und dann über ihre Ausdehnung in unserer heutigen Gesellschaft. —

Egoismus heißt: Nehmen ohne zu geben!

Er ist die Darstellung der Absorbirung ohne, oder nur mit ungenügender Resorbirung, es ist die Höherstellung aller eigenen Interessen oder Wünsche über fremde.

Aber dringen wir tiefer in den Begriff

der Selbstsucht

ein, beleuchten wir ihren Ursprung, das Gefühl das ihr zu Grunde liegt, was sie gewissermaßen geschaffen hat und erhält. Die Antwort ist nicht schwer: Es ist der einfache Selbsterhaltungstrieb à outrance, es ist Sieg des Stärkeren über den Schwächeren, mit einem Worte: Es ist das Princip und die Devise des struggle for life. Seltsames Räthsel! Es schafft die Natur in uns das Böse als nothwendigen Trieb und die Notion des Bösen mit grausamer Ironie daneben, sie provocirt damit von vorn herein eine innere Dissonanz, die der christliche Glaube zu hellem Streite entfacht hat.

Es ist interessant zu beobachten, wie im Seelenleben des Menschen dieser Kampf zum Austrag gebracht wird, wie bald Naturtrieb, bald der Drang zum Guten die Oberhand gewinnt, wo doch der endliche Sieg dem Egoismus zufallen muß. Charakter, Beispiel, Vererbung, Erziehung bereiten das Terrain vor, auf dem das Spiel zwischen Katze und Maus beginnt, aber wie gewisse Körper für gewisse Krankheiten praedisponirt sind, so ist auch bei jenem seelischen Kampfe der Boden für den Egoismus durch die Natur selbst praedisponirt worden.

Daß unter Umständen wirklich das Gute im Menschen die Oberhand gewinnen kann, sei es aus Liebe, sei es aus Enthusiasmus, sei es aus Selbstverleugnung, haben wir in früheren Betrachtungen gesehen, indessen erbringt das durchaus nicht den Beweis für das Gegentheil.

Daß hin und wieder sich im Innern des Menschen jener vorher skizzirte Kampf überhaupt nie abspielt, beweist noch viel weniger etwas gegen meine Behauptung, denn nach dem

berüchtigten, pessimistischen Paradox: Die meisten ehrlichen Menschen stehlen darum nicht, weil sie es nicht nöthig haben, kann man mit gleichem Rechte variiren:

Die meisten selbstlosen Menschen sind deshalb keine Egoisten, weil sie es nicht zu sein brauchen.

Doch gehen wir weiter in dem Wesen des Egoismus.

Der Egoismus ist das Lebensprincip der organischen Welt. Er ist die Basis staatlicher und socialer Institutionen, er ist die treibende Kraft des Universums.

Die Ideen des Socialismus werden deshalb nie zu einer definitiven Verwirklichung kommen, weil sie sich gegen das Urgesetz alles Bestehenden auflehnen: Gegen die Logik der Evolutionstheorie und des Rechtes des Stärkeren. Dieses Recht aber ist bedingt durch die Verschiedenheit des Individuums; könnte der Socialismus zu Gunsten des Collectivismus den Individualismus unterdrücken, so wäre die sociale Frage ihrer Lösung nahe, da aber Naturgesetze nicht unterdrückt werden können, wird die ewige Folge aller menschlichen Institutionen stets der Sieg des Individuums über das Individuum sein.

Dies ist die Behandlung der Frage in socialer Hinsicht. Sie stellt sich um Vieles deutlicher noch, wenn man sie vom staatlichen Standpunkte betrachtet. Seit Urbeginn der Geschichte bis auf den heutigen Tag sind die schwachen Völker von den kräftigen absorbirt worden, und selbst die Erfindung der Neuzeit, die Diplomatie, rückt nur den fortwährenden Kampf auf ein der Civilisation näheres Gebiet

Das gleiche Princip des Rechtes des Stärkeren finden wir beim einzelnen Individuum. — Jede unserer Handlungen involvirt eine Art Vergewaltigung eines Schwächeren. Von der Stillung unseres Hungers durch den Tod eines Thieres bis zur bezahlten Dienstleistung eines in socialer Hinsicht unter uns stehenden Wesens.

Es war meine Absicht, den Beweis zu führen, daß wir es beim Egoismus nicht mit einem mehr oder minder tiefen Gefühl zu thun haben, sondern daß wir uns der Natur selbst gegenüber befinden, die uns ihre ehernen Gesetze vorschreibt. Die schwachen Breschen, die Christenthum und Civilisation in den unübersteiglichen Schutzwall der Selbstsucht geschlagen haben, beweisen nur von Neuem ihre Stärke. —

Wir sehen mithin auch im modernen Leben das Unkraut des Egoismus fröhlicher grünen und blühen denn je. Die Tendenz ist unverkennbar wie überall zum Feinern, wenigstens, so lange wir uns im Kreise der Civilisation befinden. Treten wir allerdings heraus aus demselben, so sind nicht alle Individuen im Stande ihren natürlichen bestialischen Empfindungen den Zaum anzulegen, sie fallen in den Urzustand der vorculturellen Zeit zurück. Beweise: Die Schilderungen J. Kenedys aus Sibirien, die Judenverfolgungen in Rußland, die Monstruositäten der Stanleyschen Genossen im Lager am Arumwimi und hundert andere mehr. Doch sind es nicht diese, die mich in dieser Betrachtung zu beschäftigen haben, es sind vielmehr alle jene Handlungen der erhöhten Selbstsucht verfeinerter Civilisation, die etwa im selben Verhältniße zum Naturegoismus stehen, wie das Essen zur Gourmandise.

Es kann mir nicht entfernt in den Sinn kommen, eine vollständige Namenklatur aller Arten des Egoismus in unserer heutigen Gesellschaft geben zu wollen. Ich muß mich darauf beschränken im Großen und Ganzen die Hauptgruppen anzudeuten und füge dazu, daß fast allen unsern Handlungen bewußt oder unbewußt egoistische Motive zu Grunde liegen. Analysire ein Jeder sein eigenes Herz und urtheile dann. —

Ich unterscheide zwei große Gattungen der Selbstsucht, den einfachen oder offenen und den complicirten oder versteckten Egoismus.

1. Einfacher oder offener Egoismus.

Natürlich ist No. 1 der brutalere. Er zeigt sich naiv und offen, ohne Verhüllung, und fast jeder Beruf zählt ihn zu seinen Grundprincipien.

Die eclatantesten Beispiele findet man im Handel und in der Politik. In beiden geht die Verfolgung der eigenen Interessen häufig bis zum Verbrechen, und die Vertreter dieses Egoismus kommen nur deshalb nicht an den Galgen, weil bekanntlich an ihm nur alle die gehängt werden, welche unter hundert Thaler gestohlen haben. Oder gehört z. B. nicht der Bankier X. dahin, wenn er zur Erlangung einer Hausse oder Baisse die Welt durch falsche Telegramme in Alarm versetzt, um dabei so und so viele kleine Existenzen abzuschlachten? Und wie soll man den Baron Y. nennen, der durch den „reinen" Klang seines Namens Hunderttausende veranlaßt, ihr sauer erspartes Gut in seine faulen Unternehmungen zu stecken, von denen er allein weiß, daß sie ein ungeheurer Schwindel sind!? Und jener Ehrenmann, der im Parlament und Privatkreise von seiner tiefen Ueberzeugung, seinen hohen Zielen, und reinen Absichten faselt, zu Hause sich aber nachrechnet, wieviel ihm seine Politik einbringen muß, wenn er sie konsequent verfolgt, oder wenn er seine Stimme an den Meistbietenden verkauft.

Aber auch außerhalb von Politik und Handel finden wir massenhafte Beispiele des krassen Egoismus. Betrachten wir nur einmal die Annoncenspalten irgend einer Zeitung. Hier bietet sich ein junger Mann von angenehmen Aeußern ꝛc. zum Verkauf an irgend eine Dame von Vermögen aus, und dort wünscht ein alleinstehendes, junges Mädchen die Bekanntschaft eines alten, reichen Herrn zu machen — behufs späterer Verheirathung.

Zur gleichen Gattung der offenen Selbstsucht zähle ich auch den Nepotismus. Der Nepotismus ist keine specifische

moderne Erscheinung, er ist im Gegentheil, glaube ich, nicht viel jünger als die erste staatliche Vereinigung der Menschen, indessen hat sein Alter ihm nichts von seinem verabscheuungswürdigen Wesen genommen. Er wuchert noch heute wild und kultivirt auf sämmtlichen fünf Welttheilen zum Nachtheile aller outsiders.

Mit voller Berechtigung rangiren auch die meisten Hagestolzen unter die Egoisten, obwohl ein gerechter Richter die Decadence des andern Geschlechtes als mildernden Umstand mit in Betracht zu ziehen hätte. Auf diese Art hat so mancher unter den Junggesellen eine willkommene Entschuldigung, bei der es schwer hält, sie auf ihre Güte hin zu prüfen. Indessen ist die Grundlage des Hagestolzenthums Egoismus vom reinsten Wasser. Besitzen, ohne zu geben, ist ihnen Maxime, Uebernahme von Pflichten ist ihnen ein Greuel, und von Theilung, mit Ausnahme der ihrer Leiden und Gebrechen höchstens, wollen sie nichts hören.

Ich sprach vorher von der Decadence des weiblichen Geschlechtes und komme damit zugleich auf eine andere Art des Egoismus: Der Sterilität der Seele der Frau.

Wir alle kennen sie, jenes unnütze Produkt unserer Zeit mit verkrüppeltem Leibe und verkrüppelter Seele, unbrauchbar, um die hohen Pflichten des Weibes zu erfüllen, unlustig, um Mutter zu werden, ärgerlich bei dem Gedanken, es zu sein. Außer ihren horizontalen Leistungen leistet sie nichts, wenn man nicht ihre Prätensionen auf Toiletten, Amüsement und Zerstreuung als solche bezeichnen will. Aeußerlich, halbgebildet, seicht, leichtsinnig, von erschreckender Oede des Herzens, so tritt uns das Frauenprototyp fin de siècle entgegen. Der Egoismus zieht sich wie ein rother Faden durch ihr ganzes Leben. Von den Eltern entweder vernachlässigt oder mit ungerechtfertigten Ansprüche erzogen, bildet sich bereits im

Kinde der Keim der Selbstsucht. Schule und Leben thun ihr Uebriges, um den letzten Rest des Guten zu ersticken. Sind die Eltern reich oder in hoher socialer Stellung, so lernt die junge Dame schnell ihre Bedeutung erkennen und ist von vornherein sich ihrer Ueberlegenheit bewußt. Sie gefällt sich in der Rolle der Umworbenen und Begehrten. — Befinden dagegen die Eltern sich nicht in so glänzenden Verhältnissen, so wird das junge Mädchen von früh an bereits auf die Jagd nach dem ersehnten Lebensversorg trainirt. Ohne Rast und Ruh' wird sie vom Theater zum Ball, vom Ball zum Koncert, vom Koncert zur Promenade gehetzt, ist doch jede Minute in den paar Jahren der Blüthe kostbar. Das Resultat ist in beiden Fällen dasselbe: Alles außen und nichts innen. Eine beklagenswerthe Herzensdürre und Unkenntniß aller Pflichten der Frau paaren sich an dieser längst entblätterten Rose. Jungfrau vielleicht im anatomischen Sinne, besitzt ihre Seele doch keinen Hauch von Keuschheit mehr, die sie längst in hundert Salons und Logen verloren hat. Unglücklich der, dem das Schicksal ein solches Wesen beschieden hat. Indessen wie oft verdient nicht der Mann sein Loos. Bringt ihm das Weib als Brautgeschenk die verwelkten Blüthen einer vertanzten und vergeudeten Jugend mit in die Ehe, so hat er ihr nicht einmal etwas vorzuwerfen. Aller Ideale baar, morallos, neun zehntel verbrauchte Manneskraft, ein von Skepsis und Frivolität durchsetztes Herz und der Wunsch von den durchbrachten Nächten früherer Jahre auszuruhen, das ist, — wenn nicht Schlimmeres noch, — die Morgengabe des Bräutigams. Beklagenswerthe Kinder, die einer solchen Ehe entspringen. Noch nicht geboren, tragen sie schon den Keim des Lasters ihrer Eltern in sich, die sie höchstens mit einem Seufzer begrüßen, wenn ihr erster Schrei ertönt. Die Mutter entsetzt sich über die Spuren des Verfalles, die

jedes Kindsbett an ihr hinterläßt, und sträubt sich mit Händen und Füßen gegen die Aussicht auf eine neue Mutterschaft, der Vater ist in schlechtester Laune über die erhöhten Unkosten im Familienbudget. Keiner von beiden hat Freude an den Kindern und Verständniß für sie, die unter der Aufsicht der Dienstboten heranwachsen. Die Mutter hat an ihre Toiletten und Gesellschaften zu denken, und der Vater hat seinen Kopf voll von Politik, Geschäften oder Sport. — Aber Egoismus gebiert Egoismus, was Wunder schließlich, wenn eine Rasse entsteht, an der nichts wahr und unsterblich ist, als ihre Selbstsucht.

Wenden wir uns zum Schluß noch einer Art des Egoismus zu, den ich den der Laune nennen möchte. Es hat mit demselben eine eigne Bewandniß, er ist sozusagen der Vater der Grausamkeit, wennn er sich auch heute unter einer manierlicheren Maske zeigt, als vor zweitausend Jahren. Ich bin vielleicht sehr kühn, wenn ich die Auswüchse jenes Egoismus in unmittelbaren Zusammenhang mit einer krankhaften Ueberreizung des Nervensystems bringe. Es dürfte nicht schwer fallen, dies an einigen Typen der alten Geschichte zu beweisen. Besonders reich an solchen Figuren ist die Niedergangsperiode des römischen Kaiserreiches: Nero, Messalina u. a. sind Vertreter dieses Egoismus. Schwerer ist es indessen, die Verbindungskette zwischen den launenhaften Handlungen und Chikanen einer unserer Damen, mit dem durch die Taschenspielerkünste der modernen Therapeutik frisch erhaltenen und dennoch übermüdeten Gehirne, zu finden. Es ist eine Thatsache, daß sich diese grausame Launenhaftigkeit fast nie bei Individuen zeigt, deren Lebensbedingungen eine gesunde und kräftige Entwicklung des Nervensystems zuläßt. Es wäre also möglich, auf diesem negativen Wege den Beweis für meine Behauptung zu erbringen. Es wird dem

Ärzte vorbehalten bleiben, sich hierüber eine definitive Meinung zu bilden.

Doch schließen wir hiermit das Kapitel über den offenen Egoismus. Ich bin mir wohlbewußt, daß man noch viele andere Arten und Beispiele vorführen könnte, wie den Egoismus des Schmerzes, der Freude, des Glaubens ꝛc., doch begnügen wir uns mit dem aufgezeichneten Material und gehen über zur zweiten Gattung.

6. Betrachtung.

Vom Egoismus. (Schluß).

2. Der versteckte oder komplicirte Egoismus.

I. Jesuitismus.

Die Welt des Egoismus hat auch ihre Typhus-, Komma-, Cholera- und andere Baccillen, was ich an einigen Reinkulturen sofort ad oculos demonstriren werde. Allerdings ist es nöthig, das Auge mit der Lupe zu bewaffnen, um das versteckte Leben zu erkennen.

Ich habe lange nach einem passenden Kollektivnamen für diese erste Unterabtheilung gesucht, doch sehe ich keinen andern Ausweg, wenn ich mich klar ausdrücken will, als eine Bezeichnung etwas weit herzuholen. Ich möchte den ganzen Abschnitt den Jesuitismus der Selbstsucht nennen, und umsomehr, da die Vertreter dieses Jesuitismus das Princip vom Zweck, der das Mittel heiligt, von den Adepten Loyolas entnommen zu haben scheinen, indessen nicht zur größeren Ehre Gottes, sondern zur besseren Erreichung ihrer persönlichen Interessen oder zur Durchführung dessen, was ihnen nothwendig erscheint. Noch andere Identitätspunkte mit den Brüdern Jesu finde ich an diesen Fanatikern des Ego. Während die Schuldigen der offenen Selbstsucht wenigstens

den Vorzug haben, daß sie nur geringe oder gar keine Anstrengungen zur Verschleierung ihrer Sünden machen, liegt das Species dieser versteckten Egoisten, wie die Schlange unter dem Grase verborgen. Niemand, auch nicht der erfahrenste Menschenkenner, wenn er nicht Skeptiker aus Princip ist, ist im Stande, sich vor jener Klasse zu schützen, die unter dem Deckmantel aller erhabenen und guten Gefühle ihr Handwerk treiben. Unsere ganze, zeitgenössische Gesellschaft ist von den perfiden Lügen dieser Rasse durchsetzt.

Doch greifen wir ins volle Menschenleben.

Die Egoisten der Wahrheit. — Im Großen und Ganzen eine seltene Art, die, äußerlich betrachtet, kaum zu dieser Gattung gehört, (denn die Selbstsucht bedient sich mit Vorliebe der Lüge als Trittbrett), die aber trotzdem im moralischen Zusammenhange mit ihr steht. — Ja, es existiren auch Menschen, die aus Wahrheit zu Egoisten werden, und ich möchte dies gewissermaßen als den haut goût der Selbstsucht bezeichnen. Diese Leute haben eine Stirn von Elfenbein und ein Herz von Diamant, sie erzählen die Wahrheit, wie wir eine fromme Täuschung, und sie haben den traurigen Ruhm für sich, nie da gelogen zu haben, wo eine Lüge selbst Menschenleben hätte retten können. Ich habe solche Leute hin und wieder unter den jungen Geistlichen gekannt, die im blinden Eifer ihrer Ueberzeugung ruhig mit der Rechten den kalten Stahl der Wahrheit in das Herz eines Unglücklichen senkten und mit der Linken einen armseligen und unzureichenden Trost auf Zeit zu spenden versuchten. — „Die Lüge ist die Wurzel alles Uebels“, ist ihr Princip, — und keine Macht der Welt kann sie davon überzeugen, daß Axiome meistens noch mehr hinken wie Vergleiche. Es paßt eben nicht jede Situation im Leben auf ein a priori angefertigtes Schema, man muß

individualisiren, den Regungen des Herzens folgen, doch wer redet mit den Blinden über Farben.

Die Egoisten der Liebe. Ich ertappe mich da auf einer Ungenauigkeit des Ausdruckes, denn ich habe stets ängstlich vermieden, das was Bourget l'amour de la tête nennt, unter den Begriff Liebe zu rangiren. Es ist eben im Grunde keine Liebe, wenn auch ein Theil, bisweilen sogar beide Theile sich in dem Glauben wiegen, die höchsten Empfindungen des Herzens zu durchkosten.

Die Egoisten der Liebe, ich betone und füge hinzu: der sogenannten Liebe, sind sehr zahlreich, viel zahlreicher, als man im Allgemeinen glauben möchte.

Beginnen wie den Reigen mit einem Species, das wir täglich, stündlich um uns sehen, ja das mehr oder weniger jeder von uns in sich trägt. Ich meine die Egoisten der Leidenschaft, die das Weib, (denn jener Egoismus findet im starken Geschlechte seine meisten Verteter), nur zur Befriedigung ihrer eigenen, thierischen Triebe benutzen, um später den Gegenstand ihrer Begierden kalt und verächtlich bei Seite zu werfen.

Es entspricht ganz der Natur des Aktes, daß der Mann fast ausschließlich Gebrauch von diesem „Rechte“ macht. Die Basis dieser Handlung beruht auf dem Bewußtsein der physischen Ueberlegenheit des starken Geschlechtes über das schwache und dem nothwendigen Zwange der Unterordnung dieses unter jenes. Ja, ich gehe noch weiter, nicht allein dem nothwendigen Zwange, sondern auch dem unbewußt von Seiten der Frau erwarteten und gewünschten.

Entfernen wir uns, und gehen gleichzeitig auf eine zweite Art der Egoisten der Liebe über, zur Analysirung dieser eigenthümlichen und trotzdem natürlichen Erscheinung, etwas

vom equivoken Thema der sexuellen Frage, und betrachten es unter dem allgemeinen Gesichtspunkte der Präponderanz des Mannes über das Weib. — Da haben wir es zuerst mit der Thatsache zu thun, daß die Frau sich stets dem physisch oder geistig Starken (geistig oder körperlich) zuwendet, mithin sich freiwillig unter das unsichtbare Joch der Ueberlegenheit des Mannes beugt. Der Mann, im Vollbewußtsein seiner Ueberlegenheit, nimmt nicht nur diese Unterordnung an, sondern fordert sie aus dem in ihm schlummernden Gefühle des Egoismus, d. h. des Rechtes des Stärkeren. Und nun kommt der Konflikt mit dem nothwendigen Siege des Mannes. Wagt die Frau sich gegen dieses brutale Recht der Natur aufzulehnen, so wird der Mann, unter den civilisirten Völkern zuerst mit seinem moralischen, genügt das nicht, dann mit seinem körperlichen Uebergewichte, den Kampf zur Entscheidung bringen. Man wird nicht annehmen, daß ich unter „körperlichem Uebergewichte" eine fortdauernde Brutalisirung der Frau verstehe, sondern vielmehr das einfache „Fühlenlassen" der physischen Präponderanz in dieser oder jener Art; doch geht es mit diesem Mittel wie mit den Giften, in rationellen Dosen wirkt es Wunder, in Quantitäten hat es verhängnißvolle Folgen. Daß in unserer in mehr als einer Beziehung eigenthümlichen Gesellschaft hin und wieder das Umgekehrte der Fall ist, konstituirt keine Regel, sondern vielmehr eine Ausnahme, die keinen Platz in einer seriösen Abhandlung verdient. Sie liefert höchstens die Illustrirung zur Dekadence unserer Zeit und findet nicht ihren Grund in der Ueberlegenheit der Frau, sondern in der Schwäche des Mannes.

Es hängt vom Mann ab, der unumschränkte Herrscher über das Weib zu sein, das Recht des Stärkeren giebt ihm die sicherste Waffe, um seine Stellung zu vertheidigen.

Wo bleibt indessen dabei die wahre „Liebe"? Das Wort Sympathie klingt wie Hohn auf ein derartiges Verhältniß. Und in Wahrheit, betrachten wir die seelischen Vorgänge zweier solcher Wesen unter der Lupe, so finden wir auf dem Grunde derselben den Egoismus der Herrschsucht als Agens und die Bewunderung des Schwachen für den Starken, — abgesehen von einem wenig Sinnentaumel vielleicht.

Eine höchst unangenehme Art der Egoisten der Liebe sind die Snobs, über die ich hier kurz hinweggehen werde, da ich dem Snobismus im Allgemeinen ein eignes Capitel widmen will.—

Die Gattung der Snobs betrachtet die Liebe als eine Frage der Großthuerei. Er besitzt eine Frau nicht aus Zuneigung sondern aus hundert Gründen der Eitelkeit. Der Snob ist ein Wesen, das statt des Herzens vermuthlich eine Luftblase in der Brust trägt, und der eventuell ebensoviel Werth auf ein Paar gutsitzender Hosen legt als auf das Weib, das er zu lieben behauptet.

Zum Schluß will ich noch einer ganz elenden Klasse von Egoisten der Liebe Erwähnung thun, die Zuneigung heucheln, um irgend einen für sie wünschenswerthen Zweck zu erreichen. Sie bilden das Gros der „Liebenden" vom Jäger nach der guten Partie bis zur Frau, die zur Ehebrecherin wird, um ihren Mann zu Reichthum, zu Amt und Würden zu bringen. Bourget sagt in seiner Physiologie de l'amour moderne:

„Je höher, je reicher, je einflußreicher eine Person ist, um somehr Erfolge wird sie in Sachen der Liebe haben, und um so weniger wird sie in Wirklichkeit geliebt sein." —

Von ganz ähnlichen Motiven werden die Egoisten der Freundschaft geleitet. — Sie empfinden ebensowenig Freundschaft wie sie Liebe empfinden werden, sie verfolgen ihre persönlichen Interessen und bedienen sich ihrer Opfer, um ihr Ziel zu erreichen.

Die Bequemen. Eine Gattung von Egoisten, die sich mit ganz besonderer Entrüstung gegen eine Anklage der Selbstsucht wehren würden. Sie zeigen auf die Summen, die sie im Interesse Armer und Unglücklicher ausgegeben haben und rufen aus: Zahlen beweisen, wir sind die Helfer der That, bei uns hört die Freundschaft nicht in Geldsachen auf, nie hat ein Bedürftiger vergebens an unsere Thür gepocht!"

Allerdings, — und sie können sogar noch hinzufügen: „Wenn wir wohlthun, so thun wir es im Stillen, wir wünschen nicht, daß man Lärm darum schlägt!" — Und ich sage: „Das trifft Alles zu und ist unbestreitbar, und dennoch seid Ihr Egoisten!" — Laßt doch einmal Eure tiefinnersten Gedanken sehen, heraus mit den Gründen Eurer Handlungsweise, öffnet Euer Herz, zeigt uns Eure wahren Gefühle! Was ist Euch Geld im Vergleich zu Eurer Bequemlichkeit. Ihr zahlt, um Euch, die Besitzenden, vom Elend loszukaufen, das Euch umdrängt. Ihr gebt und gebt in Wahrheit doch nicht, denn Ihr thut es um Euretwillen und nicht um ihretwillen. Wollt Ihr wissen, was Ihr denkt, wenn man Euch um einen Dienst bittet? — „Hier ist Geld — nehmt es in des Dreiteufels Namen, aber packt Euch und laßt mich in Ruhe, ich will das Gesindel niemals wiedersehen!" — Und ist es nicht so Ihr Egoisten, so straft mich Lügen! — Ich kenne eine Anzahl solcher „Wohlthäter der Menschheit" mit offener Börse und geschlossenem Herzen. Indessen sind sie im Grunde noch nicht die schlimmsten ihrer Gattung, sie zahlen, und das genügt fast immer denen, die sie inkommodiren. —

II. Die Dienstleistung.

Man möchte fast behaupten, daß diese gar keinen Egoismus involvire. Geht es doch im Großen und Ganzen recht glatt

bei den Dienstleistungen zu: Ich gebe meine Kraft, und du bezahlst mich. Beide Theile geben und nehmen, keiner scheint übervortheilt! —

Geben wir uns keinen unnützen Illusionen hin. Unsere ganze gesellschaftliche Stufenleiter ist eine ungeheure Kette des Egoismus. Das Verhältniß des Nehmens zum Geben ist ein schreiendes, und der Abhängige ist immer der Uebervortheilte, auch hier trifft wieder der Vergleich von der starken Absorbirung mit ungenügender Resorbirung zu.

Der Diener, der seinem Herrn für einen geringen Lohn seine Zeit, seine Arbeitskraft, seinen Geist verkauft, thut es nicht, weil seine Leistungen ihm der Bezahlung entsprechend erscheinen, sondern weil die Noth ihn dazu zwingt, denn sträubt er sich gegen seine Pflichten, so sieht er sich morgen existenzlos auf der Straße und dem Hunger gegenüber. Darin liegt die einfache Erklärung eines jeden Dienstverhältnisses, das die Bezahlung für eine geleistete Arbeit zur Basis hat. Im Mißverhältniß zwischen Leistung und Vergütung beruht aber der Egoismus. Auch hier, — wie überall in der Natur, — finden wir beim Kampf ums Dasein die Unterdrückung des Schwachen durch den Starken.

Ich setzte den Fall bei einer socialen Revolution gelänge es die Waage zu Gunsten der bisher Bedrückten in die Höhe zu schnellen, und die bis heute Schwachen hätten an Kraft die ehemals Starken überflügelt. — Was wäre die einfache Folge? Diese würden von jenen niedergeworfen und geschlagen werden, und die wehende Fahne des Sieges würde als Zeichen des Rechtes des Stärkeren von Neuem diesen ehernen Satz bestätigen.

Es giebt eben in der Natur keine Gleichheit, jedes Individuum ist verschieden vom andern, und der Stärkste unter

ihnen bleibt Sieger. Wer dieser Sieger ist, ist für die Natur ohne Bedeutung. Ihr gilt nur die Thatsache.

Der denkende Mensch befindet sich in einer seltsamen Lage die Grausamkeit und Ungerechtigkeit eines Naturgesetzes erkennen zu müssen, ohne auch nur im Entferntesten im Stande zu sein den Gang der Ereignisse, die logisch sich stets von Neuem wiederholen müssen, ändern zu können. So war es, so ist es und so bleibt es. Unsere sociale Stufenleiter kann vernichtet zusammenbrechen, es wird eine neue aufgerichtet werden, und allein schon, daß sie aufgerichtet wird, beweist den Triumph der Natur. Denn der Stärkste wird nach langem oder kurzem Kampfe auf der obersten Sprosse stehen und die Unteren beherrschen.

Ein neues Blatt im ewigen Buche des Egoismus!

An einem so elementaren Gefühle läßt sich nicht deuteln. Es ist mit unverwischbaren Lettern in unser Inneres geschrieben, es ist unsere Natur, wir sind es selbst. Aber als hochorganisirte Wesen, als Vertreter einer weit entwickelten Civilisation, als Anhänger einer Religion, welche die natürlich schlechten Instinkte im Menschen bekämpft, sollen wir uns dieser Erkenntniß nicht verschließen:

Es lebt der Trieb der Selbstsucht in uns, indessen haben wir die Pflicht ihn zu bekämpfen bis aufs Messer.

7. Betrachtung.

Von der Ehe.

1. Die Ehe.

Obwohl die Ehe an sich kein eigentlich seelischer Vorgang sondern eine Institution ist, die durch kirchlichen Segen oder staatliche Einwilligung die Verbindung zweier Menschen bestätigt, so umfaßt sie doch, — wie wir bereits aus frühern Betrachtungen gesehen haben, — einen so weiten Radius unseres Empfindungslebens, berührt in ihm soviele Punkte, daß ich nicht umhin kann, ihr ein eigenes Capitel zu widmen, um ihr Wesen — oder Unwesen in unserer modernen Gesellschaft genauer zu analysiren.

Ein amerikanischer Schriftsteller, — ich entsinne mich nicht mehr seines Namens, — hat versucht den Beweis zu erbringen, daß die Liebesheirath ein Produkt unserer Zeit sei, daß man früher die Ehe von einem ganz andern Standpunkte betrachtet habe als heute; Fragen der Politik, des Reichthums, der Familienstellung, der reinen Fortpflanzung ꝛc. waren für die Ehe maßgebend, und Niemand dachte daran aus ihr eine Frage der seelischen Uebereinstimmung zu machen.

Wenn ich auch vollkommen geneigt bin, diese seine Behauptung für bewiesen zu halten, so befremdet mich doch über die Maßen die schroffe Gegenüberstellung des Einst und

Jetzt. Aus welchen Quellen, frage ich, hat er seine Beobachtungen in Bezug auf die moderne Ehe geschöpft, wenn er die Liebesheirathen im großen Maßstabe als typisch für unser Zeitalter hinstellt? Aus dem Leben schwerlich, — höchstens aus der belletristischen Literatur. Oder versteht er unter Liebesheirath die Vereinigung zweier Wesen in Foge der leidenschaftlichen Sprache ihrer Sinne? Solche Ehen gab es indessen genug in der vorneuzeitlichen Geschichte, und sie ließen sich, wenn nöthig, leicht als Gegenbeispiele heranziehen. Liebesheirathen, — man kann von solchen überhaupt erst à posteriori sprechen, d. h. nach Verrauchen der ersten Leidenschaft, — sind nicht nur nicht deshalb rar, weil sie selten erstrebt werden, sondern vielmehr, weil die wechselseitige Sympathie zwischen zwei Wesen, die sich bewußt, bisher nur durch die Sprache ihrer Sinne verstanden haben, von dieser Sprache durchaus unabhängig ist.

Ich sagte vorher: Die wahre Liebesheirath ist selten, wie überhaupt alles Kostbare, Hohe und Edle selten ist, — aber sie ist es besonders aus dem Grunde, weil der Boden für sie in unserm Zeitalter der gesteigerten Ansprüche, des Realismus, des wilden Kampfes ums Dasein im höchsten Grade ungünstig ist.

Das Princip unserer Tage ist nicht mehr der einfache Wunsch glücklich zu werden, sondern vielmehr die aufreibende, nervenzerstörende, herztödtende Hetze nach dem Mammon, der die Ideale der Jugend zerstört, wie ein Hagelschauer die grüne Saat.

Ja, damals mit achtzehn Jahren war das große, begehrenswerthe Ziel nach die Vereinigung mit der im Stillen Heißgeliebten, aber heute, — wo sind die Blüthenträume hin!? Verweht in alle vier Winde. Vergegenwärtigen wir uns einmal die verschiedenen Geistesphasen eines jungen Mannes von seiner ersten, „großen Liebe“ bis zum Zusammenbrechen seiner Ideale im Sturme des Lebens.

Wer hat mit dreißig Jahren noch den Heroismus jenes Verlobten, der, als man ihm sagte, daß Schopenhauer die Ehe Halbirung der Rechte und Verdopplung der Pflichten nenne, kaltblütig erwiderte: „Und was kann ich Besseres thun, als meine Rechte zu theilen und meine Pflichten zu verdoppeln?! —"

Die alles zersetzende Skepsis, die häßliche Schwester der Vernunft, dringt wie ein schleichendes Gift selbst in jene himmlischen Sphären, die soweit von ihr entfernt zu liegen scheinen, daß man glauben sollte, sie wären unerreichbar.

Der Mann von heute hat das Vertrauen in die Frau von heute verloren, er fürchtet, daß sie ihm im Kampfe ums Dasein, der alle seine Kräfte absorbirt, anstatt zu stützen zum hemmenden Bleigewichte werde.

Es geht durch die ganze Welt ein gewisser Hauch der Unlust gegen die Ehe, und die weiblichen Opfer falscher Erziehung und Verirrung, die sich erschreckend mehren, werfen ein grelles Licht auf die schiefen Zustände unsrer Tage.

Wird die Frau durch diese Heirathsunlust des Mannes ihrem eigentlichen Berufe entrissen, sieht sie sich statt an seiner Seite im Leben ihm gegenüber, dem Concurrenten in der großen Arena der Welt, so ist es nicht zu verwundern, daß sie auch Gleichberechtigung mit ihm anstrebt, eine Gleichberechtigung, deren logische Folge die Emancipation der Frau sein muß. Es ist klar, daß eine solche aber die Kluft zwischen den beiden Geschlechtern nur vergrößern kann, und an Stelle des gesunden Naturgesetzes wird die unnatürliche Mache eines Zeitalters treten, an dessen Stirn das Schicksal des Niederganges geschrieben steht.

Man hat von der nothwendigen Regeneration dieses Unverhältnisses aus dem Schooße der Gesellschaft heraus gesprochen, doch ich muß gestehen, daß die Geschichte aller Zeiten den Beweis von der Nutzlosigkeit solcher und ähnlicher

Bewegungen zu oft geliefert hat, als daß man in Wirklichkeit auf Erfolg zählen könnte.

Doch kehren wir zu unserm Thema zurück.

Ich habe versucht die Bedingungen zu beschreiben, unter denen heute gemeinhin Ehen geschlossen, — respektive nicht geschlossen werden. Indessen würde ich mich einer Unterschlagung der Wahrheit schuldig machen, wenn ich nicht auch der rühmlichen Ausnahmen gedenken wollte, die wir um uns sehen. Es ist nur zu beklagen, daß soviele aufrichtig Liebende, die sich bona fide in den Strudel ihrer Leidenschaft stürzen, mit zerbrochenen Gliedern daraus hervor kommen; gehen sie doch alle so für die glückliche Ehe ohne ihr Verschulden verloren.

Ich nannte in einer der früheren Betrachtungen den Sinnenrausch, — le moment psychologique, wie es der Franzose bezeichnet, den Probirstein der Sympathie oder echten Liebe. Gründe der Moral verbieten uns diesen Probirstein im geeigneten Momente zu benutzen, und da außerdem wenig Aussicht vorhanden ist, daß das persische Ehesystem, der Heirath auf längere oder kürzere Kündigung, in der westlichen Cultur Eingang findet, so bleibt nichts Anderes übrig, als zu prüfen, und wieder zu prüfen, ehe man den entscheidenden Schritt wagt.

Rosegger, der Menschenkenner, warnt dringend vor den großen Leidenschaften, die ihre noch größeren Gefahren in sich schließen. Und in der That, sie sind für den Menschen, wie ein unbekanntes Meer für den Schiffer, im Augenblicke der Einfahrt in den sichern Port stößt sein Fahrzeug auf ein verborgenes Riff und bereitet ihm den Untergang. Doch der Seemann ist an seinem Unglück Schuld, mehr als ein Mittel steht ihm zur Verfügung, um die Untiefen gefahrlos zu passiren. Anders der Mann, der durch hundert Rücksichten gebunden, sich entweder auf sein gutes Glück verlassen oder ein genaues

Studium der Frau und seiner Empfindungen beginnen muß, um die wahre Sprache seiner Gefühle kennen zu lernen. Ob allerdings das Studium der Frau immer zu einem richtigen Resultate führt, ist eine Frage, die von der mehr oder weniger großen Objektivität des Mannes abhängt. Um diese zu erreichen, wird er deßhalb gut thun, sich nicht klösterlich abzusperren, ein Gelübde temporärer Enthaltsamkeit zu leisten und jede freie Stunde bei der Geliebten zu verschmachten, sondern ganz im Gegentheil, die Flammen des Blutes an einer erlaubten Quelle zu löschen, sich in den Strudel des Lebens zu stürzen und Raum und Zeit zu Schiedsrichtern seiner Gefühle zu setzen. Ist er dann nach einer solchen moralischen Douche noch immer nicht von seiner Liebe für die „Eine“ geheilt, so mag er den Sprung in die unbekannte Tiefe getrost riskiren, denn, wenn er auch nicht absolut sicher vor einem Unglück ist, so sind seine Chancen doch nicht ganz schlecht.

Es ist über jedem Zweifel erhaben, daß der kühne Springer indessen zunächst auf ein weiches Lager von Rosenblättern getaumelt ist und bereits nach zwölf Stunden dem Himmel danken wird, der ihm gnädig ein solches Weib bescheert hat. Ist es ein Poet, so wird er die wider- und tiefsinnigsten Vergleiche vom Firmament und von der Erde entlehnen, um uns das vollkommene Wesen, das er sein Eigen nennt, sinnlich-anschaulich darzustellen. Ist es ein nüchterner Kopf, ich meine nüchtern außerhalb seiner Leidenschaft, so wird er mit gerührtem Blicke stumm allen seinen Freunden die Hand pressen und schütteln und allenfalls ein halbersticktes: „Ich bin sehr glücklich“ riskiren.

Aber, daß es doch nie im Leben ohne „aber“ abgeht, eines Tages macht er die unangenehme Beobachtung, daß unter den Rosenblättern seines Lagers auch ein Dorn gelegen hat.

Indessen thut das nichts, und er hat es beinahe vergessen, bis er nach vier Wochen durch einen ganzen Dornenbusch plötzlich an ein bekanntes Sprüchwort erinnert wird, und ach, nach Ablauf eines Jahres muß er sich gestehen, daß er höchst unbehaglich Tag und Nacht auf einer wahren Dornenkrone gebettet ist.

Allerdings und leider ist das Glücklich- nnd Zufriedenheit heute nicht mehr eine so einfache Sache als vor zweitausend Jahren. Auf jene idyllischen Zeiten paßte möglicherweise das ebenso schöne wie unwahre Wort: Raum ist in der kleinsten Hütte rc., aber wir Culturmenschen sind an solche beschränkten Baulichkeiten nicht mehr gewöhnt und haben unsere Prätensionen, für die wir nicht einmal etwas können, da wir mit ihnen großgezogen sind. Deßhalb behaupte ich, die Basis zu einer glücklichen Ehe ist außer körperlicher und geistiger Gesundheit das Vorhandensein genügender Mittel, die den bisher gewohnten Ansprüchen auch zu Zweien weiter genügen. Ist diese Bedingung nicht erfüllt, so wird das Damoklesschwert der stummen Verbitterung gegen die fortwährenden Geldsorgen eines Tages zwischen die beiden Gatten stürzen, und ihr geistiges Zusammenleben mit scharfem Schnitt auf immer trennen.

Es ist ein sehr seltener Fall, daß schwerer, pekuniärer Mißstand den Ehebund auf die Dauer nur um so fester kittet, und obwohl solche Fälle hin und wieder vorkommen, so müssen wir uns doch hüten, sie zu den Regeln zu zählen.

Indessen nehmen wir einmal eine Ehe an, in der alle die nöthigen Vorbedingungen zu einem dauernden Glücke erfüllt sind.

Der Mann hat, nachdem in ihm der Krater der Leidenschaft ein Wenig erloschen ist, die beglückende Beobachtung der gegenseitigen Sympathie, der seelischen Liebe gemacht. Er empfindet in der Nähe seiner jungen Frau all die klare

relativ wunschlose Befriedigung, die das sichere Zeichen der Abwesenheit der nie zufriedenen Leidenschaften ist.

Ich glaube kein deutlicheres Bild von dem Unterschiede jener beiden Empfindungen der Seele und des Fleisches zu geben, als wenn ich die erstere mit dem krystallhellen Wasser eines ruhig dahinfließenden Baches, oder mit den reinen, scharfgezeichneten Konturen des Gebirges an einem hellen, sonnenklaren Morgen, und die letztere mit dem wilden, nie endenwollenden Gestrudel eines Wasserfalles, oder mit den dunstblauen, verschwommenen Abhängen der Berge an einem gewitterschwülen Tage vergleiche.

Es wird also Aufgabe von Mann und Frau sein, ihr Leben so zu gestalten, daß sie nie seelisch etwas Anderes empfinden, als diese klare, relativ wunschlose Befriedigung bei ihrem Zusammensein.

Die Hauptbedingung, um dies zu erreichen, wird die Nothwendigkeit einer öfteren, nicht zu langen Trennung sein, etwa so wie sie der Beruf eines Mannes mit sich bringt, die immer von Neuem den Wunsch des Zusammenseins gebiert. Erst bei einem Abschiede erkennen wir gewöhnlich ganz die guten Eigenschaften einer geliebten Person, und sind im Stande, diese zu würdigen.

Indessen auch beim Zusammensein sollen sie sich maßvoll in ihren Beweisen der Liebe (seelisch!) zeigen. Besonders ist es Sache des Mannes, nie das letzte Wort seiner Gefühle auszusprecheu, während die Frau eher ohne Gefahr ihre ganze Liebe dem Manne offenbaren darf. Umgekehrt ist es bei den Beweisen der Leidenschaft. Hier ist es die Frau, die sich nie ganz dem Manne auf Gnade oder Ungnade ergeben soll, während er seiner Natur entsprechend kühn und direkt die Initiative ergreifen muß. Weder im geschlechtlichen Verkehre noch im Leben darf der Mann je eine Schwäche zeigen, die

ihn in den Augen seines Weibes verkleinern könnte, im ersteren Falle läuft er Gefahr, die physische Treue seiner Frau zu verlieren, im letzteren die Achtung derselben einzubüßen. Die Stellung des Mannes zum Weibe soll immer so sein, daß sie zu ihm hinaufblicken muß, denn nichts ist dem Weibe natürlicher als die Unterordnung unter den moralisch und körperlich sie überragenden Gatten.

Im Falle einer Auflehnung gegen den Willen des Mannes hat dieser, — natürlich angenommen, daß er nicht im Unrechte ist, — die weitesten Rechte über Geist und Körper des Weibes mit der Clausel, daß er sie (die Rechte) à discretion benutzen soll. Dafür hat er andrerseits die Pflicht, die Frau nicht allein zu erhalten und zu schützen, sondern sie auch bis zum letzten Tropfen seines Herzblutes zu vertheidigen.

Die Frau aber, wenn sie klug ist, wird besonders darauf sehen, nie ihren Mann zu langweilen, ihm stets ein heiteres, offenes Wesen entgegen zu bringen und ganz besonders den Stolz haben, sich ihm jeden Tag von einer neuen, charmanten Seite eines unerschöpflich reichen Charakters zu zeigen. Dumas fils behauptet, daß eine solche Coquetterie der Seele unbewußt in jedem liebenden Weibe schlummere.

Dies sind mehr oder weniger die kleinen Nebenbedingungen, unter denen sich das Ideal der Liebesheirath denken läßt.

Man wird mir vielleicht bemerken, daß unter solchen Umständen das Eheleben zu einem äußerst schwierigen und komplicirten Geschäfte wird! Man glaube das gar nicht. Alle diese kleinen Punkte, die ich mir die Mühe genommen habe zusammenzustellen, werden sich mit unbemerkbarer Leichtigkeit bei zwei Liebenden von selbst erfüllen. Der ganze Mechanismus eines glücklichen Ehelebens ist unwillkürlich und erfordert keine

Kraftanstrengung, Alles greift aufs beste ineinander wie zwei genau gestellte Zahnräder.

Geht im Anfange hin und wieder eins der Gefühle ein Wenig durch, so ist die Arbeit nicht schwer, um die Ordnung sofort wieder herzustellen.

2. Der Ehebruch.

Es liegt in der Natur dieser Betrachtung, daß ich auch dem Wesen des Ehebruchs einige Worte widmen muß, obwohl meine Bemerkungen darüber nicht die Ausdehnung haben können, die sie in Folge der Bedeutung des Themas eigentlich haben sollten. Man kann dem Ehebruch ein ganzes Buch widmen, und ich habe nur wenige Seiten zu seiner Verfügung.

Der Ehebruch besteht nach den Gesetzen der civilisirten Welt und den Normen unserer Moral im physischen Treubruch. Die Ursache dieser Anschauung liegt in der allgemein verbreiteten Annahme, daß der physische Besitz das höchste Recht auf eine Person constituire; dies ist aber eine Auffassung, die wohl für die Grundlage eines Staatsgesetzes aber nicht für die eines Gesetzes des Geistes sich eignet, denn in Wahrheit schließt der seelische Besitz des geliebten Wesens vielmehr das höchste Recht auf dasselbe in sich als die brutal-physische Eigenthumserklärung.

Niemand wird z. B. eine Frau des Ehebruchs bezichtigen, die einen Mann liebt, ohne daß dieser sie besessen hat, während andrerseits der Stab über der Frau gebrochen wird, die sich einem Manne hingiebt, ohne ihn zu lieben.

Wie der wahre Begriff der Liebe in der wechselseitigen Sympathie besteht, so besteht auch der edelste Besitz einer geliebten Person in der Besitzergreifung ihrer Seele, und aus dieser Empfindung heraus hat erst die körperliche Eigenthumserklärung ihre secundäre Bedeutung.

Indessen habe ich es mit einer thatsächlichen, allgemeinen Anschauung zu thun, und ich muß mich darauf beschränken, den Ehebruch von diesem einmal existirenden Standpunkte aus zu betrachten.

Eine Erscheinung nicht allein unserer Epoche ist es, daß der Treubruch des Mannes verzeihlich, der der Frau unverzeihlich sein soll. Eine derartige Anschauung ist ein letzter Ueberrest längst vergangener Zeiten, in denen das Weib mehr die Stellung der Dienerin des Mannes, als einen ebenbürtigen Platz neben ihm einnahm. Indessen liegt bei den, durch unsere Anschauungen verschieden nivellirten Begriffen von Moral bei der Frau und bei dem Manne wohl noch ein zweiter Grund vor, der zu solchen falschen Ansichten unbewußt den Anlaß giebt. Ich meine die verschiedenartigen Rollen, die den beiden Wesen im geschlechtlichem Verkehre zufallen.

Während der Mann der gebende Theil ist, an dem nach dem Akte nichts mehr haftet, der intakt, ich möchte sagen im unveränderten status quo sich erhebt, hat ganz im Gegentheil die Frau eine Metamorphose erfahren, indem sie empfing. Sie represent irt nicht mehr den früheren Zustand, sie hat sich verändert, und wenn diese Veränderung auch dem fremden Auge unsichtbar bleibt, so existirt sie doch als nicht wegzuleugnende Thatsache, — ich meine im rein physischen Sinne. Dieser Gedankengang, den sich unbewußt der Mann zu machen pflegt, ist aber natürlich die reinste Selbsttäuschung.

Ich habe somit den Standpunkt zur Besprechung durch das Sacro sanctum unserer verkehrten Begriffe scharf vorgezeichnet: Es handelt sich um die Verdammungswürdigkeit der rein physischen Hingabe der Frau an einen Mann außerhalb der Ehe.

Ich will nicht erörtern, wie weit physischer und seelischer Besitz sich beim Ehebruch gewöhnlich decken, indessen möchte ich diese Unterscheidung machen:

Giebt sich die Frau aus wirklicher Liebe dem Manne hin, so ist ihre Handlungsweise nicht so strafwürdig, (wenn man beim Ehebruch überhaupt von größerer und geringerer Strafwürdigkeit sprechen darf), obwohl der Gatte sie in absoluto verloren hat, als wenn ihr Treubruch ein rein physischer ist, der im seltensten Falle Erklärung und Entschuldigung zuläßt.

Die letzteren stellen das Hauptcontingent unter den Magdalenen. Ihr Roman entbehrt fast immer des allgemeinen Interesses und ist ohne psychologischen Conflict, denn seelische Kämpfe bleiben ihnen erspart, Tiefe des Gefühls wird ihnen abgehen, und sie handeln rein unter dem Einfluße ihres pochenden Blutes, ihrer Dirnenhaftigkeit oder ihres trockenen Egoismus.

Sie sind „schuldig" im ganzen Umfange des Wortes mit der einzigen Ausnahme im Falle physischer Incapacität ihres Gatten, wobei mildernde Umstände in Betracht zu ziehen sind.

Gehen wir kurzer Hand zu den bei Weitem interessanteren Sünderinnen über: den gefallenen Engeln aus Liebe. Der Grund ihres Fehltrittes ist fast immer in der geistigen Nicht-Uebereinstimmung mit dem Gatten zu suchen. Sie gehen einsam durchs Leben, vielleicht sogar ohne den Wunsch nach der Geschwisterseele, und wenn sie dieselbe endlich doch treffen, so ist ihr Schicksal a priori besiegelt. Ein starkentwickeltes Ehrgefühl, Kälte des Blutes oder eine besonders intensive Widerstandsfähigkeit des Charakters werden diese Frau vom letzten Ausdrucke der Hingabe möglicherweise abhalten, — seelisch aber hat sie sich dem Sieger nach den unerbittlichen Gesetzen der Natur schon ergeben.

Indessen machen wir uns keine Illusionen, so wie Gelegenheit Diebe macht, so macht sie auch Sünderinnen, besonders,

wenn der Mann den festen Willen hat, das Ziel, das er erstrebt, zu erreichen.

Bleiben wir einen Moment bei der Verdammungswürdigkeit ihrer Handlungsweise stehen.

Es giebt Frauen, bei denen der Treubruch zum todeswürdigen Verbrechen wird, der eine Infamie der gemeinsten Gattung representirt, der einen unauslöschlichen Makel auf ihre Seele drückt; die Frau, die niemals zur Ehebrecherin werden darf — ist die Mutter. Beschimpft ein Weib Ehre und Namen ihres Gatten, so trägt dieser unter hundert Fällen neunzig Male die Schuld, das Verbrechen der Frau kann nach den Principien der alles vergebenden, christlichen Liebe gesühnt und verziehen werden, besudelt indessen eine Mutter den Namen ihrer Kinder und den ihres Gatten, so soll keine Strafe zu hart und keine Rache zu grausam sein. Eine Mutter gehört nicht sich selbst, sondern ihren Kindern, sie sollen das Band bilden, das sie an den ungeliebten Gatten fesselt.

Viel weniger schmachvoll, ja hin und wieder sogar entschuldbar, ist der Treubruch einer kinderlosen und ungeliebten Frau. Ich meine nicht jene Comödiantinnen, die mit offenen Augen in eine Interessenheirath gehen mit dem leichtsinnigen Hintergedanken sich außerhalb der Ehe die Geschwisterseele zu suchen, die sie in der Brust des Gatten nicht finden, ich meine vielmehr jene unglücklichen Wesen, denen nach dem verflogenen Rausch die Enttäuschung entgegentritt in dem mangelnden Verständniß, oder der seichten Oberflächlichkeit des Mannes, — ich meine diejenigen, die erst nach hartem Kampfe sich ergeben. Ich weiß wohl, daß alle Magdalenen sich als beklagenswerthe Opfer solcher unglücklichen Ehen hinzustellen lieben, indessen ist die wirkliche Zahl dieser Armen verschwindend klein im Verhältnisse zum endlosen Heere der treulosen Frauen.

Als Beweis für das instinktive Verständniß der Männer für diese meine Behauptung führe ich den bezeichnenden Umstand an, daß fast niemals ein Liebhaber seine Geliebte heirathet, wenn ihm die Wege durch den Tod des Hindernisses oder durch die Scheidung geebnet werden.

Bona fide handelt bei derartigen verbotenen Verhältnissen im besten Falle fast immer nur ein Theil, gewöhnlich die Frau, indessen auch hin und wieder der Mann.

Schließen wir diese Betrachtung mit einer Axion, dessen Richtigkeit Niemand in Zweifel setzen wird:

Die wahre Liebe in der Ehe kennt keine Dramen, denn sie leiht ihre Gefühle weder im Himmel noch in der Hölle, — ihre Mission und ihr Empfinden ist von dieser Welt. —

8. Betrachtung.

Von den Zweifeln.

Ich nannte in der Vorbetrachtung dieser Blätter den Zweifel die große Erkenntniß unserer Tage; indessen ist diese Bemerkung nur bedingt richtig, denn Mißtrauen und Eifersucht sind Abarten des Zweifels oder genauer ausgedrückt, Konsequenzen desselben, ohne daß ich zu behaupten wage, sie wären specifisch moderne Empfindungen.

Um keine falschen Begriffe zu erwecken, muß ich deßhalb a priori eine Unterscheidung machen zwischen dem Zweifel an sich, als Produkt einer unvollkommenen Kenntniß, und dem Zweifel als Attribut des Charakters. Wie überall im Seelenleben, so laufen auch hier die Grenzen dieser beiden Empfindungen so dicht nebeneinander, daß sie hin und wieder sogar sich vermischen, indessen wird die Grundfarbe jedes der einzelnen Gefühle doch seine charakteristische Nüance beibehalten. Dieser Dualismus im Wesen des Zweifels hat mich auch veranlaßt, im Plural von ihm in der Ueberschrift dieser Betrachtung zu sprechen.

1.

Der Zweifel, — als erster Theil der Zweifel im Allgemeinen, — ist eine Empfindung, die von der

Subjektivität einer jeden hypothetischen Erkenntniß überzeugt, sich von dieser emancipirt hat, ohne im Stande zu sein, den unbegrenzten Aussichtspunkt der unerreichbar absoluten Objektivität zu erklimmen. — Zweifel setzt immer eine gewisse Kenntniß voraus; wir finden den negativen Beweis dafür in dem Umstande, daß Nichtkenntniß nie Zweifel erregen kann, mithin muß die Zeit, die reich an Erkenntnissen ist, logisch auch reich an Zweifeln sein. Und in der That ist unsere Epoche typisch dafür, denn mit Ausnahme einiger ihrem Jahrhundert weit vorausgeeilter Geister ist der Zweifel eine populäre Errungenschaft unseres Zeitalters.

Am dichtesten krystallisirt sich der Zweifel naturgemäß um den Begriff der Religion, wo hypothetische Erkenntniß dem (dem progressiven und spekulativen Geiste des modernen Menschen) unverständlichen Zwange des rein passiven Glaubens antagonistisch gegenüber steht.

Die Lehren, sämmtlich Kinder des Zweifels, welche dem Unglauben entsprossen sind, wie Atheismus, Pantheismus, Darvinismus und die Moralisten losgelöst vom Glauben 2c., sie alle, oder besser jede von ihnen hat ihre eigene Basis. Die Vertreter aller dieser verschiedenen Arten haben sich somit vom passiven Glauben emancipirt und sich auf den effektiven Standpunkt ihrer persönlichen Ueberzeugung gestellt.

Man wird diese Abtrünnigen der Religion vom Standpunkte der Kirche aus als Ungläubige betrachten, indessen sondern wir uns von demselben einen Moment ab, so sehen wir, daß auch sie Gläubige ihrer Religion sind, wie Mohamedaner, Buddisten und Anhänger des Konfucius, nur, wie gesagt, mit dem Unterschiede, daß auf einer Seite die Ueberzeugung und auf der andern der passive Glaube ausschlaggebend ist.

Ganz verschieden von jenen, die aus dem Larvenzustande des Zweifels bereits in ein definitives Stadium ihrer persönlichen

Erkenntniß getreten sind, sind aber die Skeptiker des Glaubens, die modernste der modernen Erscheinungen. Zu ihnen rechne ich das ganze, ungeheure Heer der Pessimisten*) und Oberflächlichen, die entweder sich effektiv vom Glauben und seinem Ritus emancipirt haben und zweifelnd zwischen dem Zenith dieses und dem Nadir des Unbekannten schweben, oder die nicht mehr glauben, aber trotzdem noch am Ritus hängen.

Aus diesen beiden Klassen rekrutirt sich das Gros der echten Skeptiker, und zwar repräsentiren die, welche aus wirklichem Unglauben sich emancipirt haben, die Skeptiker aus Ueberzeugung und die, die nicht mehr glauben, sich aber mit äußerlichen Umständen dazu haben beeinflussen lassen, die Skeptiker der Mode.

I. Es ist bezeichnend für den Geist unserer Zeit der Aeußerlichkeit, daß die letzte Gattung die bei Weitem vorwiegende ist. Ich beschränke mich dabei nicht auf den beschränkten Standpunkt einer und speciell der deutschen Rasse, sondern ich betrachte sämmtliche Nationalitäten christlichen Glaubens, von denen ich während langer Jahre Gelegenheit gefunden habe, einige, und zwar die bedeutendsten, studiren zu können.

So wie man zwischen romanischer und germanischer Rasse unterscheidet, ebenso kann man auch die Skeptiker auseinanderhalten, und zwar fallen diejenigen der Mode durchschnittlich auf erstere und die der Ueberzeugung auf letztere Völkerkongregation.

Natürlich bestätigen wir überall Ausnahmen auch hier nur die Regel.

Wenden wir uns zunächst dem Skeptiker à la mode zu. Die Hauptkonditionen, es zu sein, findet man, wie ich oben

*) Ich zähle dazu nicht die ganz Gedankenlosen und Ungebildeten, die nicht mehr glauben, aber auch nicht die Fähigkeit besitzen, diesen negativen Zustand durch irgend einen positiven zu ersetzen.

bereits bemerkte, bei den lateinischen Völkern hauptsächlich, indessen auch bedingt durch seine centraleuropäische Lage partiell in Deutschland und besonders da, wo die urgermanische Rasse sich nicht rein erhalten hat.*)

Das nöthige fruchtbare Terrain für die Skepsis der Mode liefert die Aeußerlichkeit, d. h. die Abwesenheit der Tiefe im Geist und Bildung. Ein äußerlicher Mensch also, sei er auch von glänzender Intelligenz, wird um so leichter vom Zweifel erfaßt werden können, als sein Geist geringe Kraft besitzt, um sich entweder dagegen zu wahren, oder um die Prämissen des Zweifels in Wirklichkeit zu verstehen. Mehr noch, — der Skeptiker der Mode behandelt den Unglauben als Sache einer aktuellen Zeitströmung, und ich behaupte, daß, wenn morgen es fin de siècle wäre gläubig zu sein, er mit unerschütterlicher Ruhe auf die Sakramente schwören würde.

Ob er sich vom Ritus emancipirt, wird voraussichtlich bei ihm Gemüthssache sein. Ist er sentimental im Grunde veranlagt, so wird er ihn beibehalten, ist er realistisch oder Spötter, so wirft er auch die Formen zum alten Eisen. Nicht ohne Einfluß auf ihn bleiben gleichfalls in diesem Punkte äußerliche Umstände, wie sein persönlicher Umgang oder ein egoistischer Druck. Mit einem Worte, der Skeptiker der Mode ist ein innerlich hohler Mensch ohne Ueberzeugung, ja sogar ohne den Wunsch einer solchen. Er ist an Zahl sämmtlichen Gläubigen und Ungläubigen weit überlegen und führt das Banner der Dekadence mit einer Null im farblosen Felde an der Spitze unserer Gesellschaft.

---

*) Ich habe in Südamerika besonders die Beobachtung gemacht, daß Kreuzungsprodukte von lateinischer mit germanischer oder irgend einer andern Rasse stets mit den Mängeln beider behaftet waren, ohne ihre guten Qualitäten bewahrt zu haben.

Spricht man mit ihm über Religion, so hört er uns aufmerksam mit einem unbeschreiblich nachsichtigen Lächeln an und — schweigt sich aus, ich vermuthe aus Besorgniß, er könne uns mit seinen Irrlehren vom Pfade der Tugend abwendig machen. Solch' ein Hanswurst kommt mir immer vor, wie jene jungen Leute mit rosigem Gesichte, die nach ihren ersten débauches sich den Anstrich entsetzlich lasterhafter Don Juans geben, „um interessant zu sein". Deßhalb können wir das ganze Species dieser Helden ohne Besorgniß zu den Snobs, den großen, unheilbaren, jämmerlichen Snobs rechnen.

II. Bedeutend bessere Gesellschaft ist indeß der Skeptiker aus Ueberzeugung. Jener, der entweder durch zu großes Wissen oder durch zu geringes, — je nachdem — sich nicht von einem neuen Glauben hat verführen lassen, resp. einen solchen nicht im Stande war, zu erreichen. Es sind verschlossene oder unglückliche Naturen, die aufs tiefste zu beklagen sind, denen indessen, — besonders wenn sie skeptisch veranlagt sind, nicht zu helfen ist. Bei ihnen findet auch die Vermischung der Grenzen von Zweifel als Produkt einer gewissen Kenntniß und Attribut des Charakters, — wovon ich am Anfange sprach, — statt. Wir finden sie vornehmlich unter den Denkern, Grüblern und Reflektionisten, d. h. unter den Völkern, denen man Innerlichkeit, Tiefe und geringe Gesprächigkeit nachsagt.

Alle diese gesammten Beobachtungen in Bezug auf Skepsis des Glaubens finden natürlich nur auf den Mann seine Anwendung.

Ganz verschieden verhalten sich dabei die Frauen, die ihrer Natur gemäß gegen das Gift des Zweifels immun bleiben. In der That paßt für das Seelenleben der Frau ein Zustand der geistigen Schutzlosigkeit durchaus nicht, man kann eine skeptische Frau deßhalb ruhig als eine psychologische Anomalie betrachten, — als eine große Ausnahme. Die Frau

sucht ihrem ganzen, innern Wesen nach stets nach einem über ihr stehendem Etwas, unter dessen Schutz sie sich im Augenblicke der Gefahr weiß, — im Leben ist es der Gatte, aber über ihm im Glauben ist es Gott. Deßhalb werden wir in einer Frau, die im Kampfe ums Dasein auf sich selbst angewiesen ist, stets den verkörperten und intensivsten Gottesglauben finden. Wir werden dies in der nächsten Betrachtung noch sehen.

2.

Ich gehe zum Zweifel als Charakterattribut über. Haben wir im Vorstehenden den Zweifel als eine Erkenntniß unserer Subjektivität gesehen, so will ich versuchen, in Folgendem ihn als die Tendenz des Geistes zu schildern.

Das vagueste Gefühl unter allen der Gattung, das ich faute de mieux die Skepsis des Herzens nennen will, findet ihren Ausdruck in der Verneinung, (jeder Zweifel gebiert Verneinung) im Pessimismus und in der Misanthropie, — alles Kinder unserer Zeit.

Es sind die geistigen Parias der Menschheit, die Ausgestoßenen aus dem Himmel einer ungetrübten Freude, die Unglücklichen, die selbst in der Sonne die Flecken sehen.

Eine jede Epoche hat seine Tendenz. Die Romantiker sind ins Grab gestiegen, und Idealisten und Optimisten müssen ihnen folgen, denn die aktuelle und kommende Generation fordert ihre traurigen Rechte. Die Forderung unserer Zeit, der Ruf aller derer, die sie verstehen, ist: Natur, Wahrheit und Realistik, wir wollen uns von den Unwahrheiten und dem Gaukelspiel unserer Vordenker frei machen, selbst auf die Gefahr hin, einen schmutzigen und traurigen Pfad wandeln zu müssen.

Ich las neulich in der Vorrede eines Büchleins von einem bisher unbekannten Verfasser*) eine Art Glaubensbekenntniß seiner Ansichten, die ich als das unserer neuen Generation überhaupt bezeichnen möchte:

„Die Welt ist eben nicht so schön und so vollkommen,
„wie die Herren Optimisten mit ihrer auf ewig
„gepachteten, philisterhaften Großväterweisheit noch
„immer gern weiter behaupten möchten. —

Allerdings, — die Welt ist in Wirklichkeit nicht so schön, wenn man den Sachen auf den Grund geht; der roth und gelb schimmernde Apfel zeigt nach außen, was er nach innen nicht hält, er ist angefressen vom Wurm, ein unscheinbarer Fleck auf der Schale warnt uns. Wer will dem, der nach Wahrheit sucht, die aufkeimenden Zweifel nehmen? Sie existiren, sie lassen sich nicht fortwischen, und zerschneiden wir die Frucht, um ihr Inneres zu prüfen, so müssen wir uns in Wirklichkeit gestehen, daß sie nicht hält, was sie versprach, ihr Herz ist zerfressen und hohl.

So ist das Loos des Zweiflers mit der lachenden Frucht, so mit dem Menschen, so mit der Welt. Wer wagt da zu behaupten, daß der Pessimismus keine Berechtigung habe? —

Oh diese entsetzlichen Zweifel, die das Herz verbittern, die Seele verdüstern, die jede Lebensfreude rauben. Und dennoch, es ist besser so, als wie der Vogel Strauß den Kopf unter die Flügel zu stecken, um nicht zu sehen. Vielleicht kommt einmal ein Tag, an dem der Unglückliche die Gabe, das Schlechte durch die schimmernde Hülle sehen zu müssen, verflucht, an dem er wünscht, mit der Brille des Idealisten Menschen und Handlungen betrachten zu können, — solcher Schwächezustand wird eintreten, — doch es bleibt ihm kein

---

*) Fliess. Zal Mawet (Schatten des Todes).

anderes Mittel, als solche Neigung zu bekämpfen, er ist bis an sein Ende verurtheilt, die Wirklichkeit zu sehen, — in sich und in andern. —

Ich nannte vorher die Skepsis des Herzens ein vagues Gefühl, und sie ist es allerdings im Verhältniß zu den, — wenn ich so sagen darf, — viel konkreteren Empfindungen des Mißtrauens und der Eifersucht. Beide sind Arten oder Konsequenzen des Zweifels und unterscheiden sich wenig von diesem. Ich kann beide nebeneinander behandeln, da die letztere nur eine verschärfte Art des Mißtrauens ist.

Im Großen und Ganzen wollen wir festhalten, daß der Mißtrauische und Eifersüchtige es ist, weil sein Geist zur Skepsis veranlagt.

Mißtrauen tritt auch fast ausnahmelos mit Egoismus auf, — ja ich möchte sogar behaupten, — ist ein Theil desselben, und ein Mißtrauischer wird über den Kampf mit den Schemen seiner krankhaften Einbildung zum Selbstsüchtigen, der nur das eine Ziel kennt, seine, wie er glaubt, gefährdeten Interessen bis aufs Messer zu vertheidigen.

Thun wir nun noch einen Schritt weiter, so finden wir im Eifersüchtigen den Höhepunkt des Mißtrauens.

Ich spreche hier keineswegs von denen, die Ursache haben eifersüchtig zu sein, sondern einzig und allein von jenen Bedauernswerthen, die, von der fixen Idee der Eifersucht verfolgt, ohne Veranlassung, ohne Grund sich und die Personen, die sie am meisten lieben, martern und quälen. Das gewöhnliche Mißtrauen hat hier eine Steigerung erfahren, da noch höhere Interessen auf dem Spiele stehen. Jetzt ist der Mensch nicht allein unglücklich, sondern er fühlt sich auch so; keine Stunde, keine Freude, kein Glück ist mehr ungetrübt, — die Manie vergiftet ihm das Leben. Ein „Gedanke“ reißt ihn aus den Armen der höchsten Seeligkeit und schleudert ihn auf den

schwankenden Ocean seiner düstren Zweifel. Ein „Gedanke“ läßt den heißen Kuß auf seinen Lippen zu Eis erstarren und jagt ihm Schrecken und Wuth kalt und heiß durch die Adern. Ja, ich kenne sie, die Unglückseligen, die mitten im Taumel höchster Freude plötzlich stumm werden. Die Lippen, die sich noch eben zum glücklichen Lachen formten, ziehen sich unter krampfhaften Zucken grausam und kalt zusammen, das Auge nimmt einen finstern, starren Glanz an, das fröhliche Wort erstirbt, — da ist das Gespenst der Eifersucht, unsichtbar allen Andern nur ihnen, denen sich das gepeinigte Herz im wilden Schmerze zusammenzieht, klar und deutlich!

„Was hast Du?“ fragt neben ihnen eine erschreckte, zärtliche Stimme. —

„Nichts!“ Und die Hände ballen sich in ohnmächtigem Grimm.

Ach, jene Thränen, die die Unglücklichen vergießen machen, sie fallen wie ein lindernder Balsam und wie glühendes Feuer auf ihr zerissenes Herz. Es ist die Wollust ein angebetetes Wesen leiden zu sehen, durch *sie* leiden zu sehen, die sie keine Liebesfreude ohne die Höllenpein einer wesenlosen Eifersucht kennen.

Und ein Anderer wieder, der mit den Zweifeln im Herzen Ruhe und Sicherheit heuchelt, der unbemerkt jede Bewegung, jedes Wort, jeden Blick der Frau, die er liebt, überwacht, dessen stumme Eifersucht hundert Mal durch die Vernunft in die Flucht geschlagen, wie eine Schlange aus einem andern versteckten Winkel hervorgekrochen kommt. In den Augen der Geliebten sucht er Trost und Sicherheit, aber der Dämon flüstert ihm zu, zu mißtrauen, und er wendet sich ab rathlos, erbittert, verzweifelt. Aber seine Rolle als Vertrauender spielt er mit blutendem Herzen weiter, denn die Furcht vor dem Lächerlichen ist fast ebenso stark in ihm wie seine schattenhafte

Eifersucht. Und so häuft er Groll auf Groll in seinem Innern, — Empfindungen um so stärker, umsomehr er von ihrer Grundlosigkeit überzeugt ist, — bis der bodenlose See seiner Selbstpein eines Tages überläuft, und auch er Rache an dem unschuldigen Wesen nimmt, das, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, sein Herz zerfleischt. Keine Wollust ist ihnen so süß, kein Schmerz so bitter, als die Geliebte unter ihren falschen Anklagen weinen zu sehen.

Und ein Dritter, der vertrauensvoll ist, so lange er neben ihr, der Frau seines Herzens, weilt, dem keine Zweifel aufsteigen, der über Schatten lacht, wenn er in das strahlende Auge dort sieht. Laßt ihn allein, und der finstre Dämon der Eifersucht steigt vor ihm aus der Erde auf wie der Geist vor Hamlet. Vergebens wehrt er sich gegen jenen Dämon, vergebens ruft er im Geiste ihr Bild als Schild gegen seine Gedanken, sie haben kein Erbarmen, sie legen sich wie eine eiserne Faust auf sein Herz oder huschen wie ein tödtlicher Schauer über seine gepeinigte Seele. Wenn, . . . aber, . . . ob, . . . das sind die drei Worte, die den Unglücklichen um Ruhe und Glück bringen, die verschwinden, wenn er die Gehaßte und Geliebte sieht, die sich wie ein böser Traum einstellen, wenn er von ihr gegangen ist.

Wieviele solcher Unglücklicher, die sich selbst peinigen, ohne Herr ihrer Zweifel werden zu können, mag es geben?! Ich glaube ihre Zahl ist größer, als man vielleicht vermuthet, aber da viele ihre Schwäche kennen, verbergen sie sie sorgfältig vor der Außenwelt. Selten wagt einer von ihnen ein Geständniß, aus Furcht sich lächerlich zu machen, oder nicht verstanden zu werden. Sie tragen ihr trauriges Geheimniß mit sich herum, — der Dämon, der an ihnen nagt, — so lange sie lieben.

Was sind die Qualen einer begründeten Eifersucht gegen die entsetzliche Pein einer grundlosen. Dort kämpfen wir mit

Wesen von Fleisch und Blut, hier mit schattenhaften Ideen, dort können wir den Feind frisch angreifen und vielleicht besiegen, hier entschwindet er der Hand, die verzweifelt nach ihm greift. —

Und giebt es gar keine Mittel gegen diese Pein?

Ja, es giebt zwei probate, von denen jedes einzelne schon seine Wirkung thut!

Nicht mehr lieben, heißt das eine, und nicht mehr leben das andere, — sonst ist gegen den Zweifel kein Kraut gewachsen.

Ehe ich diese Betrachtung schließe, will ich noch der gewöhnlichen Eifersucht, der begründeten wie ich sie nannte, einige Worte widmen.

Bourget spricht in der Physiologie de l'amour moderne von der Eifersucht als bouquet de jalousie und wie fast immer in seinen Betrachtungen, so hat er auch hier Recht. Es ist nicht eine sich stets gleich bleibende Empfindung, die sich unverändert bei allen Individuen wiederholt, es ist vielmehr, — wie auch ich bereits gezeigt habe, — ein Gefühl das in den manigfachsten Formen seinen Ausdruck findet.

Es wird sich bei der Eifersucht zunächst darum handeln, ganz wie bei der Liebe, zu ergründen, aus welchen Empfindungen sie hervorgeht, d. h., ob sie eine Eifersucht der Seele oder des Fleisches ist.

Die erstere wird stets ein Gefühl höchster Gattung bleiben, sie wird auf dem ihr eigenthümlichen Terrain den Kampf loyal und nachdrücklich mit Kraft und List muthig ausfechten, so lange das umstrittene Object sich nicht endgültig dem ursprünglichen Besitzer wieder zugewandt hat. Sieht der für sein Recht und Glück Kämpfende sich besiegt, so wird er trotzdem nicht aufhören den Gegenstand seiner Anbetung zu lieben, wenigstens so lange als starke und höchste Empfindungen in einer vom Schmerz zerissenen Seele nachzuzittern im Stande

sind. Ganz ausgeschlossen ist aber für ihn der Gedanke der Rache.

Rache aus Eifersucht gehört viel minderwerthigeren Gefühlen an, sie ist Sache derer, die unter dem Pochen ihres leidenschaftlichen Blutes handeln, die nicht um die Seele in dem Gegenstand ihrer Liebe, sondern um dessen Leib zittern. Bei ihnen nimmt auch der Vertheidigungskampf eine ganz andere Gestalt an. Er ist — ganz jenem rein physischen Gefühle angepaßt — ein wildes, hitziges, leidenschaftliches Ringen um Leben und Tod, voller Qualen, vor nichts — selbst nicht vor Blut und Mord — zurückschreckend. Und der Besiegte ergiebt sich nicht mit Resignation in sein Schicksal, im Gegentheil, sieht er sich definitiv unterlegen, so spielt er unter dem Drucke seines heißen Blutes den letzten, gemeinen Trumpf aus — die Rache! Aber Liebe kennt keine Rache, diese ist ein Kind der Leidenschaft, des Blutes, der Sinne.

Bourget führt in dem bereits verschiedentlich citirten Werke noch ein Species der Eifersucht an, das indessen gar nicht zu dieser, sondern zum Egoismus gehört. Es sind die „Eifersüchtigen des Kopfes", jene, die klaren und kalten Geistes eine Comödie der Liebe aufführen, und denen um den Gewinn bangt, den sie langer Hand vorbereitet haben. Jeder wird mir Recht geben, wenn ich sie nicht unter die Gesellschaft derjenigen aufnehme, von denen ich bisher gesprochen habe: Die Egoisten dem Egoismus! Sie kommen mir vor, wie ein paar Hunde, die knurrend über einem Knochen stehn; die Balgerei beginnt, sobald einer von ihnen Miene macht, die Beute davon zu schleppen.

---

9. Betrachtung.

Vom Glauben.

Ich habe in einer früheren Betrachtung gesagt:

„Alle Gefühle sind relativ, das vollkommenste ist der Egoismus, das defekteste der Glaube!“

Die erste Behauptung glaube ich bewiesen zu haben, die zweite erfordert kaum eine Erklärung. Indessen betrachten wir ein wenig näher jene Empfindung, die alle Anforderung an unsere blinde Hingabe stellt, ohne unser arbeitendes Gehirn zu befriedigen. Wir sollen glauben, nicht denken! Ja, ist es denn aber möglich, daß ein Mensch, also doch ein Wesen, für dessen Dasein die Gottheit die intellektuelle Urheberschaft beansprucht und trägt, das mithin den Funken der Intelligenz nach ewigem Willen besitzt, — ist es denn möglich, frage ich, daß es wirklich zu einer solchen traurigen Rolle durch den starren Buchstaben verurtheilt und degradirt sein kann? —

Das „Denken“ gehört zu den bösen Instinkten, die im Menschen schlummern, — heißt es! Fahler Sophismus sage ich, denn, wenn das Grübeln das Individuum in den Schooß der Kirche zurückführt, so liefert es doch damit den indirekten Beweis, daß das „Denken“ nicht immer von den gefürchteten, negativen Erfolgen begleitet sein muß. Aber es liegt m e h r in dem Unbeugsamen: Du sollst glauben! Ich

finde dort einen erkältenden Hauch von Egoismus, der dem Wesen der Gottheit so fern liegt als uns die Ewigkeit. Wir sind geschaffen und denken, es ist unglaublich, daß der Schöpfer sein Ebenbild zum Zerrbilde macht, indem er ihm befiehlt: Denke, — doch nur bis hierher, was hinter dieser Grenze liegt, sollst Du nicht erforschen!

Und in der That, — dem Gedanken des Individuums sind keine Grenzen gesteckt, die Gottheit schuf in ihm den Funken des Geistes, und ein Jeder hat das Recht, mit diesem Pfunde zu wirthschaften. Von dieser Erkenntniß durchdrungen, haben die großen Geister aller Zeiten versucht, das ewige Räthsel zu lösen, das uns umgiebt, das wir sind. Tausend Wege sind beschritten worden, um aus dem Dunkel der Nacht zur strahlenden Morgenröthe der Erkenntniß zu gelangen, Abertausende haben auf dem Wege gewandelt, und wie viele darunter, auf die das χαλο χ'ἀγαθὸς seine volle Anwendung gefunden hat, — und alle sie, — nur aus dem Grunde, weil sie sich nicht dem starren: „Du sollst glauben", gefügt haben, — sollen verdammt sein?

Wenn Gott die Verkörperung des Guten und der Liebe ist, — wo bleibt da die Logik, selbst nur jene schwächliche, engbrüstige, kirchliche Logik?

Nein, — wir sind nicht geschaffen, um blind zu glauben, wir sind Menschen und haben das menschliche Recht zu denken, — wohin dann der Gedankengang den Einzelnen führt, das hat jeder mit sich selbst abzumachen.

Obwohl es gefährlich ist, im Glauben oder Nichtglauben Stellung für oder gegen zu nehmen, besonders wenn man als Laie an den Gegenstand herantritt, so kann ich doch nicht umhin, so zu handeln, da es für manche Punkte in diesen Blättern den Schlüssel liefert, und das Verständniß erleichtern wird. Ich kann nichts Besseres thun, um meine innerste

Ansicht zum Ausdruck zu bringen, als einige, wenige Worte aus dem oft citirten Werke Paul Bourgets anzuführen, die mich durch ihre Einfachheit und Klarheit frappirten:

„Vous croyez en Dieu, vous, Monsieur Larcher?“
„Ma foi, oui, tout simplement, j'ai fini par trouver,
„que c'était l'hypothèse la moins absurde qu'on ait
„encore imaginée, pour expliquer le monde“.

Wenn ich mir die angeführten Worte zu eigen mache, so finde ich, daß in ihnen Alles liegt, was ein Mensch, der denkt, überhaupt glauben kann, ohne sich eines beklagenswerthen Helotismus schuldig zu machen.

Er dokumentirt damit den hohen, geläuterten Glauben, das Produkt vielen Grübelns und Sinnens, es spricht daraus die Besiegung seiner Zweifel, die Anerkennung des höheren Wesens, und die überzeugungsvolle Resignation auf eine andere Erklärung der Welt, als die durch den souveränen Willen Gottes.

Machen wir uns indessen keine Illusionen über die Errungenschaften der großen Menge. Mit Ausnahme jener Wenigen, die auf dem zielbewußten und wenigstens ihnen klaren und deutlichen Wege des geläuterten Glaubens schreiten, mit Ausnahme jener, die noch in der tiefsten Finsterniß des Buchstabenglaubens vegetiren, mit Ausnahme jener schließlich, die überhaupt dem Glauben in jeder Gestalt gegenüber sich skeptisch verhalten, ist die große Masse in ein Stadium gerathen, das mit dem Chaos eine verzweifelte Aehnlichkeit hat.

Sie glauben wohl, wissen aber im Grunde nicht recht, was sie glauben, wieviel sie glauben und besonders nicht, warum sie glauben. Ihre Fähigkeit zu denken und zu urtheilen reicht einerseits nicht aus, um auf einem festen Punkte Fuß zu fassen, andererseits haben sie nicht Energie (oder „nicht Zeit“, wie sie es zu nennen pflegen) genug, um

sich aus dem schwankenden Sumpfe ihrer verworrenen Ansichten zu retten. Einige neigen bewußt oder unbewußt den Schopenhauerschen Theorien zu, beweisen aber ihr zerfahrenes, unlogisches Denken damit, daß sie sich im Momente der Gefahr doch unter den Schutz eines höheren Wesens stellen und seine Hilfe im Falle der Noth anrufen.

Andere wieder, denen die Abhängigkeit von Gott unzweifelhaft, (wenn sie überhaupt ein so energisches Wort gebrauchen), erscheint, die ein direktes Eingreifen der Gottheit in ihre privaten Verhältnisse sich selbst gegenüber nicht in Abrede zu stellen wagen, haben trotzdem nicht die nothwendige Ueberzeugung, daß sie sich bis zu einer öffentlichen Vertheidigung ihrer Ansichten aufzuschwingen wagen.

Wieder andere, die von der Macht und auch dem Willen des Himmels durchdrungen scheinen, die Gerechtigkeit (nach menschlichen Ansichten) entweder hier oder im Jenseits auszuüben, beweisen durch ihr Handeln, daß sie innerlich durchaus nicht davon überzeugt sind.

Noch andere, und ich behaupte, deren giebt es sehr viele, leben ganz gedankenlos in den Tag hinein, vertheidigen heute die Gottheit, leugnen sie morgen, handeln nach ihren plötzlichen Eingebungen oder ihren egoistischen Sonderinteressen, ja, schrecken selbst vor einer sündhaften That nicht zurück. Im Grunde ihres Herzens hegen sie aber doch den Glauben an Gott und ganz besonders den an Gottes ewige Liebe und Geduld für seine schwachen und leichtsinnigen Kinder. Man muß den Gedankengang jener naiven Diplomaten belächeln, die in Seelenruhe sündigen mit der Hoffnung: „Nun, im kritischen Moment muß ich eben bereuen, um mich aus der Affaire zu ziehen!“

Ein weiteres, originelles Species des Glaubensdusels vermeidet überhaupt ängstlich an Gott zu denken oder von ihm

zu sprechen, es handelt so normal gut und schlecht (also mehr schlecht als gut) im Leben, wie das Gros der Menschheit überhaupt, aber auch mit dem unausgesprochenen Hintergedanken, daß alles Böse doch unmöglich nach dem Tode gestraft werden könne, obgleich neunzehntel der Staubgeborenen es eigentlich wohl verdiente. Deßhalb sei die Chance trotz seiner Sünden groß, daß das Jenseits, (wenn es eins giebt), seine guten Seiten für ihn reserviren werde.

Gehen wir von den mehr oder weniger „Gläubigen" zu den wahren Gläubigen, d. h. zu denen, die nach dem Buchstaben glauben, über.

Ich muß gestehen, daß ich von diesen eine noch viel schlechtere Meinung habe als von den Zerfahrenen, denn entweder, — immer angenommen, daß sie denkende Menschen sind, — sind sie beschränkt oder feig, können oder wagen nicht sich von den unglaublichen Forderungen des sogenannten, reinen Glaubens zu emancipiren, oder es sind gar Egoisten, die im Anerkennen der Ungeheuerlichkeiten desselben nur persönliche Interessen verfolgen.

Brechen wir ruhig den Stab in erster Linie über der Masse der devoten und orthodoxen Geistlichkeit, die längst aufgehört hat, das zu glauben, was sie predigt. Hier liegt die Wurzel alles Uebels, denn, wenn jene, deren Macht heute noch eine wahrhaft erschreckende ist, nicht die Anerkennung ihrer Lehren forderte, ja, erzwänge, stände der Erkenntniß der Wahrheit kein Hinderniß mehr im Wege. Die Finsterniß müßte dem Lichte weichen, und Alles würde sich ihm zu wenden.

Wie wenige Geistliche haben wirklich ein klares Verständniß ihrer Pflichten ihren Nebenmenschen gegenüber, wie wenige sind im Stande, mit ihnen zu fühlen und zu denken, und wie anders stände es um die Menschheit, wenn man ihr

statt des toten Buchstabenglaubens mit sämmtlichen Schrecknissen der Hölle und dem geschwänzten Teufel die erhabenen und lichten Wahrheiten der edelsten aller Regionen vor die Augen führte.

Das Princip der Kirche, so wie sie heute ist, ist ein rein egoistisches und bedeutet Unterdrückung und Beherrschung. Aus ihrem Schooße überfluthen die Welt alle jene Empfindungen, die ihrem Begründer fern lagen: Intoleranz, Glaubenshaß, Aufhetzung, Unnatur, Ueberhebung, Falschheit — ja Handlungen, die bis zum Verbrechen gehen. Und was hat jener Mann, der größte und bedeutendste aller Zeiten gepredigt? Liebe, Versöhnung, Demuth, Natürlichkeit! Man möchte trauernd glauben, das Füllhorn seiner großen und guten Lehren habe sich in den Händen der Kirche in eine Pandorabüchse verwandelt.

Indessen, wie die Kirche, so der Gläubige. Was Wunder, wenn die Früchte eines solchen Glaubens bis ins Mark schlecht und verfault sind; wollte die Kirche wirklich ihre große Macht in den Dienst der Wahrheit stellen, wollte sie nur das sein, wozu sie allein berufen ist, zur Beschützerin der Menschen, nicht aber zur Herrscherin derselben, wollte sie sich begnügen mit dem Loos, das ihr Christus bestimmte, die Menschen zu versöhnen, nicht sie zu trennen, — dann allerdings würde sie im Stande sein, in wirklich christlichem Sinne beruhigend und tröstend in die namenlosen Leiden dieses Jammerthales einzugreifen. Heute liefert die Kirche den absoluten Beweis, daß sie ebensowenig von Gott stammt, wie irgend eine andere, menschliche Institution, denn, anstatt beim Kampfe ums Dasein über ihm zu stehen, steht sie mitten darin und vertheidigt ihre Macht mit ebenso brutalen Ellbogenstößen wie der egoistischste der Staubgeborenen.

Es ist eine bekannte und nicht zu leugnende Thatsache, daß die Kirche in der Frau, ihre eifrigste Anhängerin und

treuste Vertheidigerin besitzt. Es hieße die Frau falsch beurtheilen, ihr im Punkte des todten Glaubens die gleichen Gründe unterzulegen wie dem Manne. Ganz im Gegentheil von jenem, den bewußte Feigheit, Egoismus, Beschränktheit leiten, folgt sie der Kirche in aufrichtigem Glauben ohne Malice, ohne Grübeln.

Die Verschiedenheit hierin zwischen Mann und Frau liegt indessen einzig und allein in ihrer ungleichen Auffassungsart. Der eine empfängt die Lehren des Glaubens, seinem ganzen Wesen angemessen, durch den Geist, die andere durch die Seele, er reflektirt, sie empfindet. Wie überhaupt die Frau vielmehr als der Mann den Gefühlsmenschen im Leben hervorkehrt, alles durch die Brille ihrer subjektiven Empfindungen in sich aufnimmt, ganz so thut sie es auch beim Glauben.

Während dem Manne also vielmehr jene Wahrheiten erkennbar sind, die kraft einer intensiven Logik des Geistes nur verstanden werden können, ist die Frau die einsichtige und scharfblickende in allen Angelegenheiten des Herzens. Sie betrachtet somit auch sämmtliche Fragen, die eine rein logische Behandlung verlangen, von dem specifischen Standpunkte ihres Geschlechtes aus, und fällt ihr Urtheil über Alles, was sie umgiebt, unter dieser seelischen Pression ihres Gefühlslebens. Sie ist mithin, — wenn ich so sagen darf, — für den Mysticismus und die Unmöglichkeiten im Glauben schon prädisponirt.

Zu alledem kommt aber noch ein anderer Faktor, der nicht minder mächtig auf ihren Geist wirkt und sie der klaren Beurtheilung beraubt. Ich meine die natürliche Empfindung ihrer Unsicherheit, der Drang sich unter ein mächtiges, starkes Wesen zu stellen, bei dem sie im Augenblick der Gefahr und Noth Hilfe und Schutz findet. Diese Erkenntniß ihrer an=

geborenen Schwäche läßt sie dann blind sein gegen alle Gebote der Logik. Sie klammert sich verzweifelt an den trockenen Stamm des toten Buchstabens, indem sie sich sagt: „Ich muß glauben, sonst komme ich um meiner unsterblichen Seele Heil!“

Sie will nicht sehen, sie will nicht hören, — sie will glauben. Der Mann hat Unrecht über eine solche Frau zu lächeln, — seien wir gerecht, auch darin liegt eine Logik, jene unergründliche Logik, die das Weib zum Räthsel der Schöpfung macht — für den Mann. Diese weibliche Logik des Herzens, wie ich sie nennen möchte, ist es gerade, die dem Manne so viele, furchtbare Enttäuschungen schon gebracht hat. Wären wir im Stande, jener zu folgen, so müßten wir dem idealen Zustande des Glückes einen großen Schritt näher rücken.

Die Frau ist also weder für die Skepsis noch für die logischen Erklärungen im Glauben zugänglich. Sie ist geschaffen, um zu glauben, ohne zu denken, sie handelt absolut aufrichtig und wir können ihr keine Vorwürfe darüber machen.

In der Frau findet die Kirche also ihre mächtigste Bundesgenossin.

Werfen wir zum Schluß noch einen kurzen Blick über dieses Capitel.

Wir sehen die Kirche im wogenden Chaos neuer Ideen, die danach streben, feste Form und Gestalt anzunehmen, unbeugsam, starr und ohne Verständniß. Während sie Kraft und Macht genug besitzt, um alle diese verlorenen Atome ihres stolzen Baues durch Erkennen der Lage und durch Anpassen gesunder und gereinigter Principien an die Forderungen unseres Zeitalters, — wieder an sich zu ziehen, vergeudet sie Ansehen und Würde im Verfolgen kleinlicher Zwecke und verhält sich

todt den lebenden Ansprüchen und ersehnten Reformationen einer mächtigen Bewegung gegenüber, die sie fortspülen muß, wie die Meeresfluth einen morschen Bau, der nicht durch neue Pfeiler gestützt wird.

Wehe ihr, wenn sie ihrer großen Culturaufgabe nicht gewachsen ist!

---

10. Betrachtung.

Von der Lüge.

Die Lüge in jeder Form ist das chronische Uebel unsrer Zeit. Sie empfängt den Staubgeborenen bei seinem Eintritt in die Welt mit einem Lächeln, hinter dem sich Zweifel, Sorge und Schmerz versteckt, begleitet den Menschen in ihm und um ihn durch sein ganzes Leben und verabschiedet sich von dem Todten mit einer Grimasse der Trauer, hinter der oft genug Befriedigung oder Frohlocken, meistens Gleichgültigkeit, selten ein egoistischer Schmerz sich birgt.

Die Lüge ist dem Menschen so natürlich wie der Egoismus, sie bildet einen ungeheuren Theil seines ganzen Daseins, sie ist mit ihm verwachsen und unzertrennlich, und wollte man versuchen sie ihm zu extirpiren, so würde der gesunde Rest nicht mehr Lebenskraft genug in sich besitzen, um allein weiter zu vegetiren. So wenig als man einem Wahnsinnigen den Kopf abschneiden mag, um den Beklagenswerthen von seiner geistigen Umnachtung zu retten, ebenso unmöglich ist die Vertilgung der Lüge an der Menschheit, die von dem schleichenden Gifte bis ins innerste Mark ergriffen ist. Sie zieht sich wie ein rother Faden durch unser ganzes Leben, durch alle irdischen Institutionen; der Mensch hat, wo er seine Schritte hingelenkt, die Natur vertrieben, das Originelle, Echte, Wahre entthront

und statt dessen seine verfälschten Surrogate, die Unnatur und die Nachahmung zu Norm und Regel erhoben.

Es ist eine bemerkenswerthe Anomalie, ein psychologisches Phaenomen, daß die Civilisation, die die Menschheit auf ein Niveau höherer Gesittung, Bildung und geistiger Vervollkommnung gebracht, gleichzeitig die perfiden Instinkte in ihr zu ungeahnter Entwicklung gefördert hat, und, wenn es auch blinder Pessimismus wäre, Cultur und Lüge als identisch zu bezeichnen, so kann ich doch nicht umhin, sie als zwei ungleiche aber unzertrennliche Begriffe neben einander zu stellen.

Völker, die noch tief auf der Stufenleiter der allgemeinen Civilisation stehen, denen besonders die westliche Cultur noch gänzlich unbekannt ist, haben sich im reinen Naturzustande erhalten. Bei ihnen läßt sich am leichtesten constatiren, in wie weit der Instinkt zur Lüge im Menschen, d. h. im Naturmenschen, vorhanden ist. Ihre Lebensgesetze haben sich auf der Basis des reinen, animalen Egoismus entwickelt, und wie das Thier benutzen sie die Lüge zur Erhöhung ihrer Widerstandsfähigkeit im Kampfe ums Dasein.

Selten wird der Mensch im Urzustande seiner geistigen Entwicklung, Verstellung i. e. Lüge zu positiven, d. h. zu Angriffszwecken benutzen. Das Geschöpf z. B., das eine Schwäche heuchelt, um um so sicherer über den unvorbereiteten Gegner zu fallen, beweist schon einen gewissen Grad von Ueberlegung oder scharfem Instinkt, der die Uranfänge zur höheren, geistigen Entwicklung enthält. Von diesem also spreche ich nicht, sondern in erster Linie nur von jenen, die ganz tief auf der Stufenleiter geistiger Organisation stehen. Geschöpfe dieser Art benutzen Verstellung oder Lüge zu absolut negativen d. h. zu Vertheidigungszwecken, sie sehen ihre Kraft nicht in ihrer Stärke sondern in ihrer Schwäche, sie beugen sich instinktiv unter dem unbewußten Willen des Erhaltungstriebes

und ziehen vor, dem Stärkeren willige Untergebenheit zu heucheln, als Entschädigung für die Imzaumhaltung ihrer natürlichen, egoistischen Triebe.

Wir werden später sehen, wie sich die Lüge aus Selbsterhaltung, wie ich sie nennen möchte, auch im Leben der Culturmenschheit zeigt.

Also schon bei jenen Wesen, die auf der untersten Stufe geistiger Entwicklung stehen, lassen sich die Uranfänge einer Art Lüge konstatiren, die allerdings grundverschieden von jener der Civilisation ist, und wenn es auch nicht in meiner Absicht liegen kann, diese natürliche Lüge zu vertheidigen, so ist es doch Pflicht des Moralisten, wie bei allen menschlichen Schwächen, die ihren Ursprung in der Natur selbst haben, das Für und Wider zu erwägen und nicht ungeprüft verdammen. Wir haben es somit bei jener Empfindung mit einem der beiden Naturtriebe zu thun, mit dem stärksten aller Gesetze: dem Willen zum Leben.

Ganz anders bei jenen Lügen, die Max Nordau so vortrefflich als conventionelle bezeichnet und gegeißelt hat. Der Trieb zur Selbsterhaltung tritt hier entweder ganz in den Hintergrund, wird zur sekundären Erscheinung oder hat überhaupt mit ihm nichts mehr zu thun. Wir haben es mit dem Luxus der Lüge zu thun, mit dem Unnatürlichen, dem Künstlichen, mit einem Wort, mit der Verfeinerung der brutalen Verstellung, als ein Produkt unserer Cultur. So etwa, wie ich den höchsten Gipfel des Egoismus auf directer Linie in der Gourmandise erreiche, jenen Auswuchs aller Culturen, so finde ich in der conventionellen Lüge die äußersten Fasern eines ursprünglich kernnatürlichen Triebes, der unter dem erschlaffenden Mißbrauche der Civilisation völlig sein Wesen verändert, sich überhaupt aus dem souveränen, gewaltigen Empfinden der Natur in ein begrenztes, wohlfrisirtes Machwerk

menschlichen Witzes umgewandelt hat, wie die schwächlichen, nervenschwachen Abkömmlinge eines kräftigen Geschlechtes, von dem sie nichts mehr als den Namen an sich tragen. Während also die natürliche Lüge einfach den Selbsterhaltungstrieb involvirt, befördert die conventionelle Lüge die Decadence, den Niedergang aller der Institutionen, die von ihr ergriffen werden.

Gehen wir, um eine genauere Analyse des ganzen Lügengewebes, das die civilisirte Menschheit bedeckt, zu ermöglichen, zur näheren Classifizirung der vielen tausend Maschen, aus denen das ungeheuere Netz besteht, über:

1. Die natürliche Lüge.

Ich möchte sie auch die bewußte, im Gegensatz zur conventionellen, der unbewußten Lüge nennen. Sie ist gewissermaßen das kräftige, äußere und sichtbare Netz des Gewebes, das das andere, das feine, dem unbewaffneten Auge schon schwerer erkenntliche, umhüllt.

Es hat die natürliche Lüge im Laufe der Zeiten und unter dem Drucke der Civilisation Metamorphosen erfahren, durch welche sie äußerlich modifizirt, aber innerlich unberührt gelassen ist. Die Zeichen der Unterwerfung des Schwächeren unter den Stärkeren, die natürlich, wie aus der Sache an sich schon hervorgeht, stets nur eine geheuchelte sein kann, bestanden ehemals in der thatsächlichen Prosternirung vor dem Mächtigen, der seinerseits als Ausdruck seiner Ueberlegenheit dem Unterworfenen den Fuß auf den Nacken setzte. So natürlich diese brutale Handlung vom Standpunkte des Siegers und der menschlichen Natur auch sein mag, so natürlich ist auch der Wunsch des Besiegten, das drückende Joch abzuschütteln, sobald er sich im Besitze der nöthigen Kraft weiß oder glaubt, um es mit Erfolg unternehmen zu können. Das Bindeglied

zwischen diesen beiden Momenten bildet aber die geheuchelte Unterwerfung des Schwachen, — also die natürliche Lüge.

Sehen wir jetzt zu, wie sich ein derartiges Verhältniß ein paar tausend Jahre später unter civilisirten Völkern ausnimmt. — Ich nannte eine jede, bezahlte Dienstleistung in einer früheren Betrachtung eine Art des Egoismus d. h., die Dienstbarmachung eines Schwächeren zu Gunsten eines Stärkeren mit unvollkommenem Ausgleich durch Bezahlung. Das Gefühl, das den Dienenden nothgedrungen beim Anblick jenes über ihm Stehenden beseelen muß, ist der Wunsch in die oder eine ähnliche Stellung wie die seines Herrn und Meisters zu gelangen. In Erwartung dessen hat er aber gute Miene zum bösen Spiele zu machen, wie der Volksmund sagt, mit andern Worten, er hat Empfindungen zu heucheln, die ihm im Grunde seines Herzens fremd sind. Auch hier haben wir also als Bindeglied zwischen den beiden Punkten: (der Beherrschung auf einer Seite, der Dienstbarkeit auf der andern) die Lüge.

Daß in unserm Zeitalter und unter dem Einfluß der ausgleichenden Civilisation, in der das Individuum zu Gunsten der Allgemeinheit unterdrückt wird, der Gegensatz zwischen oben und unten etwas verwischt ist, ist nicht mehr als natürlich, indessen giebt es noch Verhältnisse genug, in denen man die ursprüngliche Prosternirung des Untergebenen vor dem Herrschenden in anderer Form nach außen, in gleicher Form aber moralisch, wie früher beobachten kann. Man bezeichnet heute eine solche Art der Heuchelei als Servilismus und in ihm können wir eine der großen Lügen aller Zeiten wieder erkennen.

Der Servilismus involvirt in erster Linie die Empfindung der Furcht, aber nicht allein vor der Person des Vorgesetzten oder gesellschaftlich höher Gestellten, sondern auch

indirect vor den möglichen Folgen einer Auflehnung, eines Widerspruches oder nur einer Meinungsverschiedenheit. Diese Folgen, die ehemals eine körperliche Züchtigung oder gar den Tod bedeuteten, sind heute den Verhältnissen angemessen mildere, aber trotzdem nicht minder gefürchtete. Der Verlust eines Postens oder nur Degradirung oder pecuniäre Einbußen sind in unserm Zeitalter der Jagd nach äußeren Erfolgen vielleicht unangenehmer empfunden als vor zweitausend Jahren die schnellverschmerzte Züchtigung eines gewaltthätigen Herrn.

Es läßt sich im Allgemeinen generalisiren, und man kann, — ganz seltene Fälle ausgenommen, — sagen: So wie Egoismus, ist auch Furcht der Vater der Lüge.

Kinder, die aus Furcht vor Strafe die Unwahrheit sagen, sind eine so häufige Erscheinung, daß ich ihrer kaum Erwähnung zu thun brauchte, wenn ich nicht nachzuweisen wünschte, daß es leider häufig nur zu sehr die Schuld der Eltern ist, wenn der junge, Eindrücken und Untugenden so leicht empfängliche Geist sich an das Laster der Lüge schon früh gewöhnt. Unter der Pression einer drakonischen Erziehung ist das Kind nur zu leicht geneigt, um Strafen zu entgehen, zur Unwahrheit seine Zuflucht zu nehmen, ohne sich überhaupt recht klar zu sein, welch' eine schmähliche That es begeht, um ungestraft dem Arme des Vaters zu entschlüpfen. Das fortwährende Predigen gegen die Lüge ist gänzlich zwecklos, das Kind empfindet dies nur als Phrase ohne moralischen Inhalt, es bleibt ihm leerer Schall, da es noch nicht vermag das Gemeine in der Lüge zu begreifen. Schlimmere Folgen haben sogar noch körperliche Züchtigungen, und wenn etwas im Stande ist, die Lüge dem Kindergeiste als nothwendig hinzustellen, so ist es die Furcht vor dem Stocke.

Die erste Bedingung, um das Kind vor dem Unwahrsein zu schützen, ist die Regel ihm keine Gelegenheit dazu zu geben

d. h., mit Maßen zu strafen. Die conditio sine qua non indessen ist das gute Beispiel verbunden mit hie und da eingestreuten Bemerkungen über das Häßliche des Lügens — aber nicht zum Kinde, sondern in dessen Gegenwart wie zufällig zu erwachsenen Personen. Es ist eigenthümlich, daß das Kind instinktiv jede ihm direct ertheilte Maßregel mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet als Gesetze ad hoc, gegeben für den Fall, ohne sonstige Bedeutung im Leben. Kommt indessen die Verachtung vor der Lüge als eine Sentenz von den Lippen des Vaters zur Mutter, so horcht das Kind auf und glaubt es. Wer hätte nicht schon bei den Kleinen die Manie des Nachahmens der Großen beobachtet, und wenn es auch richtig ist, daß jene im Allgemeinen mit Vorliebe die schlechten Gewohnheiten dieser sich annehmen, so ist es doch eine Thatsache, daß auch häufig guter Samen, wie zufällig gestreut, auf dem empfänglichen Boden kindlichen Geistes aufgeht.

Mit Absicht habe ich diesen Punkt näher erörtert, obwohl er nicht direct in die Betrachtung gehört, um auf die ungeheuere Bedeutung der Lüge beim Kinde zu kommen.

Wir Alle, — oder doch mit geringen Ausnahmen nur, — wissen aus unserer frühesten Jugend, mit welcher Leichtigkeit und Frivolität man in jenem Alter gegen die Wahrheit zu sündigen pflegt. Zuerst sind es schüchterne Versuche, Kinder der Furcht, die uns dazu treiben, die Dinge zu entstellen oder zu färben, dann kommt die freche Lüge, die nein statt ja sagt, und schließlich verliert sich ganz die Empfindung der bösen Handlung, und das Lügen artet zur grundlosen Gewohnheit, zum förmlichen Sport aus. Was Wunder, wenn dann zur Zeit des Eintrittes der Vernunft und des Denkens das zarte Gefühl für das Verständniß der Wahrheit dermaßen abgestumpft ist, daß das edle Metall der Geradheit auf dem

todten Gestein der Seele tonlos verhallt. Das Kind, das lügt, wird auch gewöhnlich als Mann lügen, man hüte jenes vor dem Unwahrsein, um diesen der Wahrheit zu erhalten.

So tritt der Mann mit einem Achselzucken über die beschränkten Köpfe derer, die nicht aus schwarz weiß zu machen verstehen wie er, ins Leben. Welchem Berufe er sich auch widmen, in welche Situationen das Schicksal ihn auch schleudern mag, stets bleibt er seinen unedlen Grundsätzen treu und opfert die Wahrheit seinem Egoismus oder seiner Feigheit. Als Journalist fälscht er trotz besserer Ueberzeugung die öffentliche Meinung, als Seelenhirte predigt er bewußt die Lüge, als Kaufmann ruinirt er unter dem Schutze des Gesetzes Existenzen, als Arzt, als Advokat, als Abgeordneter, als Minister, als unbedeutender Beamter, kurz in jeder Lebensstellung tritt seine absolute Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und bessere Ueberzeugung hervor, und endlich ist er*) an dem Punkte angekommen, der die Grenze bildet zwischen der natürlichen Lüge aus selbstsüchtigen Motiven und dem Luxus der Unwahrheit:

2. der konventionellen Lüge.

Sie ist das echte Kind unserer Zeit, sie trägt den Stempel einer superraffinirten Kultur, sie ist der große Giftbaum, in dessen verderblichen Schatten die civilisirte Menschheit ohne Rast sich abhetzt und abquält. Täglich, stündlich athmen wir das Gift jener zahllosen Lügen, die uns auf allen Seiten umgeben, die in der Luft, die in den Worten eines jeden Mitmenschen liegen, ein. Die Lüge ist uns so zur zweiten Natur geworden, daß wir sie schließlich gar nicht empfinden,

*) übrigens leider auch wie die Wahrheitsliebenden.

mehr, daß uns ihre Abwesenheit erschreckt, und wir den der Unnatur anklagen, der nicht mit uns in das gleiche Horn stößt.

Ich sagte am Anfange, daß die Lüge schon bei der Geburt des Menschen beginne. Und in der That, schauen wir einmal so einen glücklichen Vater an, wenn sein dritter oder vierter Sohn das Licht der Welt erblickt. Es ist nicht wohl anständig, nach außen über einen solchen „erfreulichen“ Zuwuchs in der Familie ein saures Gesicht zu machen. Vater und Mutter empfangen deßhalb mit lächelndem Gesichte die Glückwünsche von Freunden und Verwandten. Aber ach, seht doch nur dem Unglücklichen in sein kummer- und sorgenschweres Herz, das für den so ungebetenen Gast nur Groll und Rankune empfindet. Wie soll er bei dem stets sich gleichbleibenden Einkommen aber bei erhöhten Ansprüchen und neuen Anforderungen das Budget einrichten, um nicht in endlose Verlegenheiten und drückende Schulden zu gerathen? Unruhig und schlaflos wälzt er sich im Bette, während auf der andern Seite die junge Frau schon zu schlummern scheint. Doch nein, auch sie ist fern von Schlaf, ihre Augen haben sich mit dicken Thränen gefüllt, wie sie an die neuen, schweren Pflichten denkt, die ihr wieder aus dem Zuwachs entstehen; kommt sie doch schon so zu keinem ruhigen und arbeitslosen Moment. Und dann die Verheerungen, die das abermalige Wochenbett an ihrem vor wenigen Jahren noch so jugendfrischen Körper hinterlassen hat. Fünfundzwanzig Jahre alt und schon eine verwelkte Frau, — das ist hart. Indessen, was hilft es, der Kummer muß hinuntergeschluckt werden, die Moral erheischt glücklich zu sein, und kann man es auch nicht *sein*, so muß man es zum wenigsten *scheinen*.

Die Gegensätze berühren sich! Gehen wir vom Leben zum Tode und beobachten ein wenig die Leidtragenden in

einem Trauerhause. Auf den ersten Blick scheint die Versammlung höchst korrekt; nichts als schwarze Röcke und Kleider, ernste Gesichter, schmerzdurchfurchte Züge und thränende Augen. Es ist die bekannte, gesellschaftliche Uniform für derartige Anlässe, und wehe dem, der es wagen sollte, von dem Ehrwürdigen, Hergebrachten abzuweichen, um seinen Mund in andere Falten zu legen, als der Lügenkodex der modernen Gesellschaft es vorschreibt, um andere Worte zu sprechen als die, welche die Gesetze des guten Tones erheischen. Obgleich der Todte hundert Jahre alt geworden, und ihm sein Leben zum Schluß zur Qual und zur Last wurde, „betrauern" die Hinterbliebenen, daß er geschieden ist, als ob sie verlangten, daß der Verblichene eigentlich die Ewigkeit schon hätte auf Erden genießen müssen. Daß er sonst ein guter Kerl war, erhöht noch die Grausamkeit des Himmels, und als Beweis seines größeren Leides ziehen sie die Mundwinkel ungesäumt noch etwas tiefer.

Wir sind in Wirklichkeit alle Lügner und Heuchler und empfinden bei solchen Anlässen nichts Anderes als Langweile, Ungeduld oder Befriedigung, im besten Falle vielleicht ein wenig Weltschmerz*) über das große Weltleid.

Armer Todter, und wenn Du die Tugend und Güte selbst auf Erden gewesen wärest, sei glücklich, wenn unter Hunderten einer Dich aufrichtig betrauert. Die Lebenden aber mögen jener Schopenhauerschen Wahrheit eingedenk sein: Auf seinen eigenen Tod blickt jeder als auf der Welt Ende, während er den seiner Bekannten als eine ziemlich gleichgültige Sache

---

*) Hauptsächlich ergreift ihn (den Menschen) Mitleid (beim Tode einer Person) über das Loos der gesammten Menschheit, welche der Endlichkeit anheimgefallen ist, ... in diesem Loose der Menschheit aber erblickt er vor Allem sein eigenes. . . . .   A. Schopenhauer.

vernimmt, wenn er nicht etwa persönlich dabei betheiligt ist.

So sind Geburt und Tod die beiden natürlichen Marksteine der ganze Lügenkomödie, aus der unser Dasein besteht. — Schreiten wir vom Ausgangspunkte in chronologischer Reihenfolge vorwärts, so finden wir den unter so traurigen Auspicien Geborenen demnächst entweder unter der Leitung und dem Einfluß beschränkt moralisirender Eltern und Lehrer, denen die asketische und intolerante Erziehungsweise dunkler und starrer Zeiten als höchstes Ideal vorschwebt, oder im besten Falle in den Händen eines sogenannten vernünftigen Mannes mit liberalen Ansichten. Beide Erziehungsmethoden lassen es sich angelegen sein, den natürlichen Geist und dessen Regungen beim Kinde und Heranwachsenden zu unterdrücken. Die Forderungen, die die Jugend ihrerseits an das Leben hat, werden nicht anerkannt und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft. Ueber die frischen Triebe und ungebrochenen Seelen legt sich das harte Band der autoritativen, beschränkten Belehrung, ohne natürlichen Wünschen — geistigen wie körperlichen — gerecht werden zu können. Diese glühen indessen unter der gefälschten und kalten Oberfläche fort, wie das unterirdische Feuer eines scheinbar todten Vulkans.

Naturgemäß wird derjenige unter den also Behandelten am besten und vollkommensten erscheinen, der am geschicktesten im Stande ist, das wahre Bild seines Innern der Autorität gegenüber zu verhüllen, während im Gegentheil jener, der die Triebe seiner Seele und seines Körpers offen zeigt, seinen ursprünglichen Initiativen in keiner Weise den Deckmantel der Heuchelei überwirft, zu den Zügellosen und Verlorenen gerechnet wird. Nur zu oft beweist die Zukunft, wie falsch solche Prognosen im Allgemeinen zu sein pflegen, indessen läßt der Mensch durch diese offenbaren Mißerfolge sich durchaus nicht vom Wege einer falschen, Lüge und Heuchelei fördernden,

Methode abbringen, die der Ueberrest eines finstern, mittelalterlichen, kirchlichen Despotismus ist.

So wächst der Knabe oder das Mädchen heran. Ihr Geist ist vollgepfropft mit dem Ballast einer unverstandenen und übertriebenen Moral, ihre Augen sind blöde, wenn sie aus der Finsterniß ihrer beschränkten Ansichten, in das von fern schimmernde Hell der Erkenntniß treten. Aber diese Erkenntniß überrascht sie physisch eines Tages urplötzlich, sie befinden sich mit einem Male steuerlos auf dem Ocean ihrer ihnen bis dahin unbekannten, körperlichen, wilden Forderungen, und da die moralisirende Hand des Erziehers ihnen auf diesem gefährlichen Punkte natürlich mangelt, (die Moral der Autorität heißt in diesem Falle sich blind stellen), so kann es gar nicht fehlen, daß sie mit reißender Schnelle dem physischen und geistigen Untergange zueilen. Unter dem Zwange der hohen Moral begehen sie die schlimmsten Excesse, die ihnen erspart geblieben sein würden, wenn sie in rationeller Weise auf das Kommende vorbereitet und ihnen, je nach dem Geschlechte, in ehrlicher und vernünftiger Art die Wege, die sie nach den Gesetzen der Natur doch wandeln müssen, richtig gewiesen worden wären.

So häuft sich Lüge auf Lüge. Von der Heuchelei der Erziehung zur Heuchelei den Naturgesetzen gegenüber, und von jener zur großen Lüge gegen die widersinnigen Vorschriften einer de facto überlebten Moral ist nur ein Schritt. Die Forderungen des Körpers des Mannes sind endlich in ihre Rechte getreten, — aber unter welchen Opfern und Kämpfen!

Mag sich jeder Denkende vor die Brust schlagen, — ob Mann ob Frau — sich prüfen und mich Lügen strafen, wenn er nicht selbst schon kopfschüttelnd an jene Widersinnigkeiten zwischen Natur und Moral im tiefsten Innern gedacht hat.

Ganz verzweifelt erscheint in diesem Dilemma die Stellung des Mädchens. Die Sprache der Natur fordert zur gegebenen Zeit gebieterisch ihre Rechte, sei es beim Mann, sei es beim Weibe, aber während ersterer sich thatsächlich von der sogenannten Moral emancipirt hat, treten der letzteren himmelhohe Schranken entgegen, die sie nur unter Verlust ihrer weiblichen Ehrenrechte übersteigen kann.

Die Tendenz unseres Zeitalters ist, wie ich bereits in einer früheren Betrachtung erwähnt habe, der Heirathsunlust des Mannes nur zu günstig, sodaß auf dem Wege reiner oder auch nur scheinbarer Moral in Wirklichkeit nichts erreicht werden kann. Wenn man aber annimmt, daß in Wahrheit beide Geschlechter das gleiche Recht haben, das die Natur in sich ganz naiv schon damit auch beweist, daß sie beide zum Act der Fortpflanzung heranzieht, — wenn man weiterhin annimmt, daß in diesem Falle das Gebot der Reinheit des Mädchens aber nicht allein ein moralisches, sondern auch ein physisch-lokales demnach natürliches ist, — so muß man thatsächlich auf die Lösung dieser Frage auf einem andern Wege als dem moralisch vorgeschriebenen verzichten, denn die Freiheitserklärung des Weibes wäre identisch mit dem Zusammenbruch der christlichen Cultur, und der Beginn zu den Utopien der freien Liebe.

Wie furchtbar schwer übrigens der Kampf zwischen Geist und Körper bei dem Mädchen sein mag, geht zur Genüge aus dem Umstande hervor, daß wohl die wenigsten Unverheiratheten als Jungfrauen im anatomischen Sinne des Wortes ins Grab steigen, sie alle, – mit geringen Ausnahmen, — haben in schwachen Stunden die Schranken der Moral niedergerissen und den Forderungen ihres Blutes entsprochen.

Die Regeneration kann allein nur von außen erfolgen, durch Umgestaltung der augenblicklichen, socialen Lage und

durch Beseitigung der Heirathsunlust. Wir haben in einem andern Capitel indessen schon gesehen, unter welchen Umständen dies allein zu ermöglichen wäre.

Gehen wir aber von dieser offenen Frage zu einer anderen, deren Lösung keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstehen, über.

Ein Blick auf die Regeln, die unsern gesellschaftlichen Verkehr ordnen, zeigt, daß wir hier auf dem recht eigentlichen Boden der Lügenkultur stehen. Gegen alle Personen mit Ausnahme der wenigen, für welche wir wirkliche Zuneigung hegen, benutzen wir den Schleier der Heuchelei, ein Lächeln, einen freundlichen Gruß, das Zurschautragen eines nie gefühlten Interesses, einen warmen Händedruck — kurz die tausend erlogenen Beweise einer weder empfundenen noch geglaubten Freundschaft, um ihnen im Narrentanz der Lügenkomödie um keinen Zoll breit nachzustehen. Wohl gemerkt, meine Philippica richtet sich nicht gegen die Zeichen der äußeren Höflichkeit, eine lobenswerthe Rücksichtnahme auf seinen Nächsten oder die Umgangsformen des guten Tones, sondern allein gegen die unberechtigte Gefühlsheuchelei, die fast immer nur Aug' im Auge des Objectes zum Ausbruche kommt, unter allen andern Verhältnissen aber nur leerer Schall, — wenn nichts Schlimmeres, — bleibt.

Und gar die Freundschaftsheuchelei gegen ein Individuum, von dessen Leben und Handlungsweise wir genug wissen, um es gründlich zu verachten, ist tadelnswerth. Mit welch' einem herzlichen Willkommen begrüßen wir einen Menschen, — von dem es uns Wunder nimmt, daß er sich überhaupt in der guten Gesellschaft zu halten vermag, um fünf Minuten später mit einem Freunde das ganze Sündenregister dieses Anrüchigen unter gutgespielter Entrüstung oder mit schlechtverhehlter Schadenfreude durchzugehen.

Es scheint fast, als ob die Civilisation uns mit der Lüge, die ihr eigenthümlich ist, ein Danaergeschenk gemacht habe, dessen der Culturmensch, so lange er ein solcher zu bleiben gedenkt, nie und nimmer sich zu entäußern im Stande ist. In der gleichgültigen Ehe, die, sofern sie nicht gelöst werden kann, alle Anforderungen an die Verstellungsfähigkeit und Schauspielerkunst der Betheiligten nach außen und im Familienkreise stellt, findet der Bedauernswerthe ein wahres Nessushemd, das nach den Gesetzen des guten Tones einzig mit Anstand unter Zuhilfenahme geheuchelter Gefühle zu tragen ist. Sein ganzes Leben bildet eine endlose Kette von Lügen, die er rastlos durchs Dasein schleppen muß, und von der er sich unter keinen Umständen befreien kann, wenn er nicht seiner Ansprüche auf die Civilisation und Bildung verlustig erklärt werden will.

Auch eine Lüge unserer Zeit sind die Pflichten, die wir nach einem von uns selbstgeschaffenen, tollen Codex unserm Namen oder unsrer Stellung schulden sollen. Wieviele verzweifelte Thränen, wieviel hungrige Stunden, wieviel Seufzer der Qual und der Wuth mögen wohl schon über die rein äußerlich aufgefaßten Worte: Noblesse oblige ausgestoßen sein. Aber nichts kann die Sklaven ihrer eignen Herrschaft veranlassen, sich von ihren selbst geschmiedeten Fesseln zu befreien. Sie sind mit Leib und Seele der Lüge verfallen und tragen eher alle Opfer eines krassen Vorurtheils, als von ihren vermeintlichen Pflichten und traurigen Rechten einen Zoll breit nachzugeben. Beklagenswerthe Geschöpfe, die die Höhe ihrer Lebensstellung nach ihrem äußern Gebahren, einem kostbaren Kleide, einer großen Gesellschaft, einer prunkhaften Wohnung, an der nichts ihr eigen ist, an einer dem Leibe abgesparten, für ihre Stellung nothwendigen Sommerreise, und wie die Lügen unserer Zeit sonst heißen mögen, betrachtet wissen wollen. Wieviel Kummer, Neid und schwere Stunden

ließen sich zu Gunsten einer größeren Zufriedenheit ersparen, wenn der Hang zur Entfaltung trügerischer Pracht nicht in dem furchtbaren Maße in der Culturmenschheit entwickelt wäre, wie es thatsächlich der Fall ist.

Während ich die Lüge, um deren Verbreitung sich die Kirche verdient macht, zur Gattung der natürlichen zählte, gehören alle die, die kein persönliches Interesse mit ihrem Nachbeten hohler Phrasen bezwecken, die den Glauben heucheln, ohne ihn zu empfinden, zu bethätigen und zu benutzen, zur ungeheuren Gattung den konventionellen Lügner. Kein Hinderniß ist ihnen im Wege, um auf der geebneten Straße der Erkenntniß vorwärts zu schreiten, die breit und deutlich vor ihnen liegt, und dennoch bleiben sie mit den klirrenden Ketten ihres sogenannten Glaubens bewußt im Sumpfe trostloser Beschränktheit und in gewollter Finsterniß stehen. Ihr schwaches Hirn faßt nur den einen Gedanken: Was wird dieser, was wird jener sagen, wenn ich mich, meinem guten Gewissen folgend, wirklich emancipire. Und über dieses Hinderniß kommen sie nicht trotz Peitsche und Sporen. So schleppen sie ihren lügenhaften Glauben durchs Leben unter der vollen Achtung von all den andern Lügnern, die den kühnen Entschluß aus gleichem Grunde nicht wagen; sie ziehen vor, sich vor Gott und sich selbst durch solche niedrige Heuchelei zu entwürdigen, sie verscherzen ihre Menschenrechte, die ihnen nach göttlichem Rathschlusse durch die Vernunft gewährt sind und sterben in den Armen der Lüge, wie sie darin planlos gelebt haben.

Indessen, eine Lüge, — und ich will damit den Beschluß der ganzen Gattung machen, — überragt alle anderen um Hauptes länge und stellt sie in den Schatten. Ich bin bereits einmal gelegentlich meiner Betrachtungen über die Zweifel auf sie gekommen, muß aber naturgemäß in diesem Abschnitt zu

ihr zurückkehren, da sie eng auch mit ihm im Zusammenhange steht und einen großen Theil des ganzen Gewebes, in dem wir gefangen sind, bildet. Ich meine den Optimismus.

Seit einem Menschenalter erst fängt die Welt an zu begreifen, welch' eine ungeheure Lüge sich hinter dem Optimismus versteckt, welch' eine grausame Ironie in der Empfindung jener unglaublichen Wahnvorstellung schlummert. Ich frage nur, woher hat die Menschheit den Glauben genommen, um die Welt unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten, woher kam der Wind, der ihr den Optimismus angeblasen hat?

Die Kirche ist an dieser Lüge wahrlich unschuldig, die eindringlichsten Worte der Schrift weisen darauf hin, daß Leben und Leiden identisch sei. Ich beschränke mich auf zwei Citate, die ihrer hohen Wahrheit wegen in den Volksmund übergegangen sind. Das erste sind die Worte des Psalmisten:

„Dein Leben währet sechzig Jahre,
Und wenn es hoch kommt siebenzig Jahre,
Und wenn es köstlich gewesen,
So ist es Mühe und Arbeit gewesen."

und (Mos. Gen. 3, 19):

„Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, bis daß du wieder zur Erde werdest, von der du genommen bist." —

Schopenhauer sagt mit Recht: Welt und Uebel werden in den Evangelien beinahe als synonyme Ausdrücke gebraucht.

Also mit dem Christenthum hat der Optimismus nicht seinen Einzug in die Welt gehalten.

Forschen wir auf profanem Gebiete weiter, durchschreiten wir die ganze, weite Welt von einem Ende zum andern, steigen hinab in die Tiefen der Armuth, steigen hinauf zu den Höhen der Macht und des Reichthums, — wir sehen uns vergebens nach den Gründen um, die Generationen veranlassen konnten

das Erdenglück als ein solches zu proklamiren, und ihre optimistischen Ansichten als die einzig wahren anzupreisen.

Die schreiend socialen Zustände, die Unzufriedenheit in aller Gemüther, der athemraubende Kampf ums Dasein sind der reine Hohn auf das vielgepriesene Lebensglück der Optimisten. Glauben denn jene Verblendeten, daß, wenn sie den Magen voll haben und gesundheitstrotzend mit Ruhe auf Gegenwart und Zukunft schauen, — glauben sie denn, daß den Hungernden, Kranken und Sorgenvollen deßhalb geholfen sei, oder daß er sich darum ihrer subjektiven Weisheit beugen müsse? Und wieviel Hunderttausende dieser Sorte mögen wohl auf einen jener kommen!? Denn, mag es leugnen, wer es wagt, die Welt ist überschwemmt von Jammernden und Elenden, Unglücklichen und Leidenden, Verzagten und Gelangweilten, Verhungerten und Verbrechern. Ob hoch, ob niedrig, sie alle sind dem ehernen Gesetze des Leidens unterworfen, ein Flügelschlag des Schicksals genügt, um Glück in Unglück zu verwandeln. Und sind wir nicht alle sterblich? Dies mag ein tröstlicher Gedanke für den Pessimisten sein, für den Optimisten ist es eine unerschöpfliche Quelle steter Sorgen, die nothgedrungen seinen Optimismus trüben muß. Ist er aber ein ganz Unverbesserlicher und Renitenter, so möge er warten bis einmal die hohläugige Noth an seine Thür pocht, und Krankheiten seinen Körper geschwächt haben; oder spart ihm dies ein gütiges Geschick, so thut er gut, das Elend anderer mit weniger Phlegma oder Enthusiasmus durch die hoffnungsgrüne Brille seines Optimismus zu betrachten, der mit dem Egoismus eine verzweifelte Aehnlichkeit hat. — Das ganze Leben ist ein nie befriedigter Wunsch, denn haben wir trotz aller sich gegen unsern Willen aufthürmenden Hindernisse, — und es scheint fast, als ob diese wie Pilze vor uns aus den Erdboden emporwachsen, — das ersehnte Ziel erreicht, so

quält den nie zufriedenen Menschengeist sofort ein neues Sehnen, das ihn den erreichten Ruhepunkt nur zu schnell vergessen macht. So vergeht unser Dasein unter den lebenslänglichen Bemühungen ein Endziel zu erreichen, das wie ein Irrlicht stets greifbar und dennoch unerreichbar vor uns tanzt, bis der Tod unsrer kindischen Jagd endlich ein Ziel setzt.

Aber seien wir gerecht gegen die Optimisten, untersuchen wir ihr Thun und Lassen und urtheilen über sie erst dann. Die meisten unter ihnen sind in Wirklichkeit nur charakterlose Pessimisten. Sie werfen das graue Kleid des Pessimismus zeitweilig von sich, wenn es ihnen unbequem wird, oder wenn sie die Last der Erkenntniß drückt. Auch desertiren sie aus den Reihen ihrer Kameraden nach einem guten Diner, wenn ihnen das Leben durch den blauen Rauch einer Havanna erträglich erscheint, wenn sie unter dem mächtigem Eindruck einer sonnenüberflutheten Morgenlandschaft stehen, wenn ihnen ein großer Wunsch ihres Lebens in Erfüllung gegangen, oder wenn sie die Zukunft durch ein Paar geliebter Augen betrachten. Ist aber die Verdauungsbehaglichkeit verschwunden, ein nebeliger Herbstabend zieht über die Landschaft, ist ein neuer Wunsch im Herzen aufgegangen, und haben sich die Augen geschlossen, die das Leben verklärten, so kehren sie, — die Ueberläufer — willig ins Lager des Pessimismus zurück, — um bei nächster Gelegenheit wieder zu entfliehen. Aber mögen diese schwankenden Rohre einmal die Momente ihres trügerischen Glückes zusammen rechnen und sie den ungezählten Jahren ihrer Langeweile, Unzufriedenheit, Trauer und ihres Unglückes gegenüberstellen, so werden sie sich entsetzen über das furchtbare Deficit und die eiserne Logik des Pessimismus anerkennen.

Der Optimismus ist mithin eine Phantasmagorie, eine Wahnvorstellung hartnäckiger Subjektivisten und besonders die

gefälschte Reproduktion des Lebens vom idealistischen und romantischen Standpunkt eines poesieberauschten Dichters. Das wahre Dasein, das thatsächliche Getümmel der Welt, die Erkenntniß alles Unglücks, — mit einem Wort, das wirkliche Leben ohne Flitter und Blendwerk kann nur Pessimisten gebären.

Die Menschheit ist auf dem Wege zur Einsicht, denn eine Wahrheit muß sich immer früher oder später Bahn brechen und in fünfzig oder hundert Jahren wird man die Lüge des Optimismus kaum noch den Namen nach kennen.

11. Betrachtung.

Von der Lüge. (Fortsetzung.)

3. Die Selbstlüge.

Die Selbstlüge steht im kausalen Zusammenhange mit den krankhaften Vibrationen der Seele, welche wir als Laune und Stimmungen zu bezeichnen pflegen, die ihrerseits wieder ein Hauptttheil aller ungehemmten und temporären Empfindungen der Subjectivität darstellen. Aus ihnen entspringen jene bewußt oder unbewußt gefälschten Anschauungen des Individuums, die den eigentlich fruchtbaren Boden zur Selbstlüge abgeben.

Es ist eine psychologische Unmöglichkeit, daß ein nüchterner und klarer Geist, und sei er nach außen auch noch so verlogen, an den Hallucinationen der Selbstlüge leide, denn je mehr er bewußt auf dem ewig schwankenden Oceane der Unwahrheiten sich tummelt, um so kaltblütiger muß er im Stande sein, sich selbst, seine Worte und sein Inneres zu kontrolliren. Das konsequente Lügen erfordert mithin mehr als ein gutes Gedächtniß.

Indessen muß man sich wohl vor dem Rückschlusse hüten, denn, wenn ein Lügner kein Selbstlügner zu sein braucht, wird ein Selbstlügner ganz im Gegentheil stets ein Lügner sein, und dies nicht allein aus Zufall, sondern aus logischen Gründen.

Ein Individuum nämlich, das nicht Kraft einer genügenden Erkenntniß der Wahrheit bewußt oder unbewußt auf Wegen wandelt, die ihn vor den Fallen der eigenen Schwachheit bewahren, wird nie und nimmer im Stande sein, noch die moralische Kraft haben gegen Andere die Wahrheit zu bethätigen. Ein solcher Mensch gehört dann zu jener Kategorie von Leuten, die die Lüge als Charaktereigenschaft besitzen, worauf ich später noch zurückkommen werde.

Ich habe verschiedentlich das Bewußte und das Unbewußte der Selbstlüge hervorgehoben; es unterscheidet sich danach also diese in zwei Gattungen.

Die Bewußte, Gefährlichere und Tadelnswerthe verdient in erster Linie alle die Bemerkungen, die vorauf gehen und involvirt überhaupt das schlechte und correctionsfähige Element unter den beiden. Das Bewußtsein des Selbstbetruges bei einem Individuum ist natürlich nicht ein absolutes; es ist darunter vielmehr der unklar empfundene Drang der Wahrheit betäubt und überschrieen von Wünschen, die irgend Etwas in einem gewissen Lichte sehen wollen, zu verstehen. Es ist ein entferntes Erkennen der Sachen, wie sie in Wirklichkeit sind, ein Erkennen, das den scharf Denkenden zu neuen Anstrengungen anspornen muß, um Licht und Wahrheit über den Gegenstand seiner Zweifel zu bringen, das dem geistigen Schwächling aber eine willkommene Gelegenheit bietet, gefürchteten und schwierigen Lösungen im weiten Bogen aus dem Wege zu gehen. Je mehr er indessen sich von dem leuchtenden Punkte der Wahrheit entfernt, um so verschwommener wird auch der Schimmer, bis er schließlich ganz in der großen Finsterniß verschwindet. Diese aber ist recht eigentlich geschaffen, um dem Selbstlügner die Entwicklung seiner wesenlosen Phantasmagorien, die ihm sein Hirn vorspiegelt, zu erleichtern, sie finden ein prädisponirtes Feld für ihre bequemen Prämissen und

unlogischen Folgerungen, und wenn dann Wort oder Handlung als das Produkt einer solchen Hexenkocherei hervorspringt, so kann es gar nicht Wunder nehmen, wenn zwischen Wirklichkeit und Einbildung, d. h. zwischen dem nothwendigen Resultate und dem gewünschten, vorgespiegelten die schreiendsten Dissonanzen sich einstellen. Der klare Kopf ist erstaunt über solche Winkel- und Zickzackzüge eines selbstlügnerischen Gehirns, der Selbstlügner ist es noch mehr über die brutale Realität der Thatsachen, — oder stellt sich wenigstens so, — und klagt Himmel und Erde an, wenn alle seine Pläne und Gedanken in ein Nichts zusammenbrechen.

Ein Meisterwerk der Charakteristik eines Selbstlügners hat uns Fritz Reuter in seinem berühmten Romane „Ut mine Stroomtid“ in der Person des Axel von Rambow gegeben. In der behaglichen Kleinmalerei und der Fähigkeit, die psychologische Begründung seiner Figuren bis ins Kleinste wahr und korrekt durchzuführen, übertreffen den Mecklenburgischen Romancier Wenige, aber in der Skizzirung seines Axel, einer höchst unsympathischen und unbefriedigenden Erscheinung, dessen Beschreibung dem Dichter gerade deshalb nicht leicht geworden sein mag, hat er eine hervorragende, psychologische Leistung zum richtigen, naturwahren Abschluß gebracht.

Er schildert einen jungen Gutsbesitzer, einen gutmüthigen, schwachen und leichtsinnigen Charakter, der für edle Regungen durchaus nicht unempfänglich ist. Er weist haarscharf nach, wie in Folge des Mangels einer zielbewußten Erziehung dem an sich schwankenden Charakter die Fähigkeit sich zu einer energischen Koncentration des Geistes aufzuraffen, und stets die Dinge so zu erkennen wie sie sind, abgehen muß. Sowie er ins Leben tritt, und das Spiel sich in bittern Ernst verwandelt, zeigt sich mit einem Male die ganze Unentschlossenheit und Fahrigkeit seines Wesens. Heute läßt er sich von Diesem

morgen von Jenem bestimmen und je nach den Worten des Einen oder des Andern erscheinen ihm die Dinge. Es fehlt die Standard-line seines Charakters, auf der er unentwegt von falschen, äußeren und inneren Pressionen vorwärts schreitet, nur beeinflußt von Momenten, die in logischem Zusammenhange mit dem Ziele stehen. Statt dessen bewegt er sich fortdauernd unter dem Druck, nicht der Sachen wie sie sind, sondern wie er wünscht, daß sie seien, und geräth so naturgemäß von Fall zu Fall stets in ein größeres Dilemma.

Solche Schwächlinge werden auch stets gänzlich unfähig sein zu begreifen, daß sie die Schuld selbst an all ihrem Unglück tragen, und daß sie auf dem thörichten Wege, den sie wandeln, nie zu einem andern, als einem negativen Resultate kommen können. Sie werden die Menschen und das Schicksal anklagen, während sie doch die einzigen Schuldigen sind. Es ist eine unverbesserliche Art von Optimisten, die immer nur den gewünschten Ausgang eines Unternehmens im Auge haben, ohne zu bedenken, daß die Chancen gewöhnlich überwiegend, bei ihren gefälschten Kalkulationen aber überwältigend gegen sie sein müssen.

Diese Gattung der Selbstlüge ist mithin eine Charakterschwäche, die durch Erziehung und Selbstzucht, wenn auch vielleicht nicht gänzlich unterdrückt, so doch vermindert werden soll, so lange der jugendliche Menschengeist noch gezogen und gerichtet werden kann. Ist der Mann in späteren Jahren dann auf sich selbst angewiesen, so wird er sich wenigstens nicht ohne Kampf von seinen Einbildungen und absichtlichen Täuschungen besiegen lassen.

Eine andere, verschiedene Art der Selbstlüge ist die sogenannte unbewußte, die so ziemlich in jedem Menschen schlummert. Es ist die Furcht vor der eignen Rechnungsablegung unsrer tiefinnersten und letzten Gedanken. Es ist

das „Nicht-eingestehen-wollen“ der wirklichen Gründe vieler unsrer Handlungen, eine Art Versteckspiel mit unsrer eignen Seele. Diese Schwäche ahnen unter hundert Menschen kaum zehn, die stärksten Charaktere kränkeln an jenem Leiden, die logischsten Köpfe sind nicht im Stande, sich über sie klar zu werden. Es gehört ganz ohne Zweifel zur Erkenntniß dieses schwarzen Punktes einige Reflexionsfähigkeit in erster Reihe, dann aber auch besonders ein wenig guter Wille, um sich als das zu erkennen, was man ist, nämlich nicht jenes mehr oder weniger vollkommene Wesen, als das wir uns der Welt gegenüber meistens zu giriren versuchen, sondern das fehlerhafte und verbesserungswürdige Geschöpf, das nur in ganz vereinzelten Exemplaren die moralische Höhe erreicht, auf der sich die Allgemeinheit schon zu befinden glaubt.

Wir sind Menschen und haben als solche Defecte, indessen muß es unser Bestreben sein, zum mindesten auf deren Spur zu kommen, denn Erkenntniß ist bekanntlich der Weg zur Besserung.

Dies unbewußte Verschleiern unserer Gefühle vor uns selbst zeigt sich besonders der Natur der Sache gemäß in Fällen, in denen es uns darauf ankommt, von uns selbst eine möglichst hohe Meinung zu haben, gute Empfindungen vor minderwerthige oder gar schlechte zu schieben, eine an sich lobenswerthe Handlung in einem Sinne auszulegen, der unserer Eitelkeit oder unserm Glauben an uns selbst schmeicheln muß u. s. w. Selten wird das Gegentheil der Fall sein, daß ein Individuum sich vor sich selbst schlechter macht, als es ist, — doch mag auch dies vorkommen.

Ein Jeder, dem es Vergnügen macht seinen nichtsnutzigen Ideen auf die Spur zu kommen, und der besonders nicht vom Optimismus der eignen Person zu sehr befangen ist, wird bei einigem Nachdenken zuerst ziemlich vague, dann

aber mit größerer Sicherheit dahinter kommen, daß ihm im Grunde noch recht viel fehlt, um das zu sein, was er sich bona fide bisher eingebildet hat, vorzustellen.

Jedenfalls aber ist diese unbewußte Selbstlüge bei Weitem nicht so kläglich wie jene andere, bewußte. Sie ist eine im Ganzen unschuldige Spielart der Selbstüberhebung, die der Inhaber dieser Empfindung meistens weit entfernt ist zu kennen. Indessen thut er weder sich noch Andern mit einer solchen selbstbeglückenden Mystifikation Schaden.

Schließen wir hiermit das Kapitel über die Selbstlüge und gehen zu einer andern Gattung der Lüge über, die nicht minder verbreitet und allgemein ist wie jene.

4. Die Lüge als Charaktereigenschaft

wie die Selbstlüge ist eine viel seltenere Erscheinung bei allen den Racen, die durch ihre Kaltblütigkeit und Ruhe sich vor den Mystifikationen des eigenen Hirns zu hüten wissen, als bei jenen, die dem heftigen Blutandrange zum Kopfe widerstandslos zu unterliegen pflegen. Nichtsdestoweniger kommt sie aber auch bei uns vor und wird gefördert durch die lügengeschwängerte Atmosphäre der Cultur, die sich wie ein miasmatisches Gift in unser Aller Inneres eindrängt. Es ist richtig, daß wir mit unserm Charakter geboren werden, daß, wer Neigung zum Bösen zeigt, schwerlich Gutes auf der Welt stiften wird (wenigstens nicht mit seinem Willen), indessen liegt doch viel bei Formung einer Menschenseele auch am Erzieher, am Umgange und den respektiven Beispielen. Kommt ein Kind, dessen schlechte Instinkte sich entwickeln, also unter die Hand eines streng gerechten aber liebevollen Leiters, so ist Aussicht vorhanden, daß es sich zum mindesten partiell bessert und nicht ohne Kampf seinen Fehlern später freien Lauf lassen wird; andererseits wird das Gegentheil eintreten, sobald weder

Leitung noch Umgang formend auf die bösen Eigenschaften einwirken. Was Wunder also, wenn die jungen Mitglieder einer Gesellschaft, die so von der Lüge durchsetzt ist wie die unsere, sich der Heuchelei zuwenden, die sie von All' und Jedem ohne Scrupeln benutzt sehen. Fehlt ihnen also schon a priori von Geburt das rechte Verständniß für die Wahrheit, so wird es nicht lange dauern bis ihnen die Welt durch die Praxis beweist, daß ihre schlechten Instinkte die richtigen sind, und daß sie weiter nichts zu thun haben, als diesen zu folgen.

Obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß die Selbstlügner auch die Lüge nach außen als klar prononcirte Charaktereigenschaft besitzt, so bin ich doch nicht absolut sicher, ob dies umgekehrt der Fall nur sein kann, oder ob er es sein muß. Es giebt eine große Klasse von Leuten, bei denen allerdings das Letzte zutrifft, es will mir indeß scheinen, als ob ich auch solchen begegnet sei, die Charakterlügner waren, und trotzdem sich eine scharfe Urtheilskraft für ihr eigenes Innere bewahrt hatten. Doch war ich bei ihnen wieder im Zweifel, ob es reine Charakterlügner waren, oder ob sie die Lüge nur aus Angewohnheit bethätigten. Lassen wir indessen diesen Punkt unentschieden und gehen zur nähern Classifizirung des ganzen Species über.

Sie theilen sich ziemlich genau in zwei Arten, die untereinander recht verschieden sind. Die ersten sind jene, die lügen, um Andern etwas weiß zu machen, ohne es selbst zu glauben, die zweiten jedoch die, die lügen, aber selbst von der Wahrheit ihrer Lügen überzeugt sind.

Gattung Nr. 1 ist natürlich die bei Weitem schlimmere und häßlichere, und dies umsomehr, als die Eigenschaft entwickelt ist. Nichts ist lächerlicher und widerwärtiger zugleich als ein Mensch, der nichts sprechen, nichts schreiben kann, ohne dabei seiner Schwäche des Färbens nachzugeben. Man sagt

von solchen Individuen, sie können nicht den Mund aufmachen, ohne zu lügen, — und es ist fast so. Sie reden die Unwahrheit bei jeder Gelegenheit ohne Grund, ohne Nothwendigkeit, man kann ihnen beweisen, daß sie flunkern, man ertappt sie in flagranti auf ihren krummen Pfaden, man stellt ihnen das Lächerliche einer solchen Handlungsweise vor, — es ist Alles vergebens, sie müssen lügen, wie sie athmen. Es ist fast eine krankhafte Manie, ein moralisches Leiden, das sie nicht mehr im Stande sind abzuschütteln. Es ist ein Glück, daß die Kategorie im Ganzen selten ist, denn sie ist so widerwärtig, daß, träfe man sie oft, unsere heutige Gesellschaft noch ungenießbarer sein müßte, wie sie es in der That bereits ist.

Um Vieles liebenswürdiger und angenehmer ist die zweite Gattung, die Feuerköpfe, die geborenen Gaskogner, die eine Ungeheuerlichkeit, selbst eine Dummheit sagen, und die damit enden ihre Monstruositäten in Wirklichkeit zu glauben. Ihre Phrasen und Fanfaronnaden sind viel mehr ergötzlich als widerwärtig, und dies umsomehr, als sie ihre Behauptungen mit der wilden Energie und dem Brusttone der Ueberzeugung zu vertheidigen pflegen. Es scheint ihnen die Fähigkeit, irgend eine Sache vom objektiven Standpunkte zu betrachten, absolut zu mangeln, sie sehen Alles durch den Schleier ihres überreizten, ewig arbeitenden und wogenden Gehirns, das ihnen natürlich die klare Aussicht versperrt. Sie empören sich, wenn man sie Lügner schilt und klagen der Subjektivität uns an, die wir die Sachen mit Ruhe und Ueberlegung betrachten. Keinesfalls kann man ihnen bös sein, wenn man auch keine besondere Achtung vor ihnen empfindet. Man muß sie eben beurtheilen wie die Kinder, als ein wenig unzurechnungsfähig Sie sind nicht ernst zu nehmen, wenigstens nicht in einem Lande, dessen Bewohner ihrer Reflexionsfähigkeit wegen einen gewissen Ruf genießen. In andern Ländern und speciell in

Frankreich, wo die Phrase viel, wenn nicht Alles vermag, sind sie berufen eine größere Rolle zu spielen. Frankreich und besonders der Süden ist auch ihre Heimath, ihr eigentlicher Boden, obwohl ich damit nicht behaupten will, daß es nicht auch anderswo Leute dieses Schlages gäbe. Besonders Daudet und Dumas père haben mit wirklicher Liebe ihre Figuren aus dem Lande der Sonne entnommen und gezeichnet, und um die echten Tartarins, Roumestans und D'Artagnans zu begreifen, muß man in ihr Land gehen. Dort versteht man sie auch unter dem brütenden Strahle jener tropischen Sonne, man wird von dem Charme verführt, wenn man lange unter ihnen weilt, es ist wie eine kontagiöse Krankheit, deren Eigenthümlichkeit die Umgestaltung des Blutes und des Gehirns ist. Pflanzt man jene Kinder des Südens aber in die neblige, kühle und ernste Atmosphäre des Nordens, so befremden sie, der echte Glanz scheint imitirter Flitter, und wir wenden uns achselzuckend mit einem Lächeln von ihnen. Sie passen weder zu unsrer Denkart noch zu unsrer Zeit, sie glauben Alles, wir glauben nichts, sie berauschen sich an einem Worte, wir analysiren die Handlung, — kurz, sie verstehen uns nicht und wir sie nicht.

12. Betrachtung.

Von der Lüge. (Schluß.)

4. Der Snobismus.

Ich habe bereits mehrere Male Gelegenheit gehabt einer Klasse von Sterblichen Erwähnung zu thun, die sich vermöge einer eigenartigen Anwendung der Lüge in alle Regionen des Gefühlslebens eingeschlichen haben. Obwohl es im Sprachschatze der modernen Idiome viele Bezeichnungen giebt, die sich mehr oder weniger mit dem Begriff der Gattung decken, von der ich sprechen will, so habe ich eben gerade deßhalb, weil Renommage, Prahlerei, Eitelkeit ꝛc. nur relativ zutreffende Benennungen wären, einen der modernsten Ausdrücke der Psychologie gewählt, um ungestört unter diesem Sammelnamen die Schaar jener naiven Heuchler aufmarschiren zu lassen.

Der Snobismus involvirt viel mehr Empfindungen als die bereits angeführten, denn allein protzenhaftes Zurschaustellen von Empfindungen ist es durchaus nicht, sondern vielmehr die Verquickung desselben mit dem naiven Glauben an den echten Werth eines falschen Gefühles. Etwa so wie der Stolz eines ungebildeten Menschen, der einen falschen Edelstein an seinem Finger trägt, und der in der naiven Ueberzeugung, daß Niemand im Stande sei, die Nachahmung vom

Echten zu unterscheiden, schließlich damit endigt, selbst an den Werth seines Schatzes mit Emphase zu glauben.

Während also die Basis des Snobismus die Lüge ist, sind die beiden Ecksteine desselben Eitelkeit und Naivität, und um dieses Trifolio reihen sich nun eine Menge von Nebenempfindungen, die den Snob zu dem machen, was er in Wahrheit ist. Albernheit, Flachheit, Selbstbewußtsein, Prahlerei, vielleicht auch im äußersten Winkel seines Naturmenschen ein letzter, zitternder Funke von Unbehagen, — dies sind die Empfindungen, die sich um den dreifachen Simili wie eine Talmifassung legen.

Die Eitelkeit des Snob ist, wie gesagt, fast immer eine so absolute, daß seine Worte und Handlungen eines gewissen Cachets der Natürlichkeit nicht zu entbehren pflegen, dem gegenüber man rathlos und sprachlos ohne Handhabe zur Führung eines erfolgreichen Widerstandes sich befindet. Der Snob unterscheidet sich eben dadurch vom gewöhnlichen Prahler, daß er von der Originalität der Empfindung, die er heuchelt, und die er ostentativ entrollt, selbst überzeugt ist, so daß er an die Verfechtung seiner Ansichten mit eben solchem Eifer herangehen wird, als gelte es thatsächlich das Spiegelbild seiner eignen Seele zu vertheidigen, während es in Wirklichkeit die Geistesprodukte und Empfindungen Andrer sind, die er in Folge seiner eignen Sterilität und innerlichen Hohlheit adoptirt hat. Es ist gewissermaßen das auf den Baum natürlicher Lüge aufgepfropfte Reis des Selbstbetruges, das sich zur höchsten Blüthe in ihm entwickelt hat, — ja man könnte den Snob ohne Untersuchung der Empfindungen, die ihn zur Heuchelei veranlassen, zu den Selbstlügnern thun, wenn er sich nicht von ihnen psychologisch scharf dadurch unterscheiden würde, daß die Motive seiner Handlungsweise nicht

in der Schwäche seines Charakters, sondern vielmehr in der Beschränktheit seines Geistes zu suchen wären.

Seiner Natur angemessen hat der Snob kein Vaterland, er ist Kosmopolit wie er Demokrat, Bourgeois oder Aristokrat sein kann. Sein Begriff ist an keinen Beruf, an keine Lebensstellung, an keine Konfession, an kein Alter gefesselt, er bildet sich mit gleicher Berechtigung an einem geistig hoch veranlagten Individuum wie am geborenen Dummkopf, denn der Snobismus ist wie der Bandwurm eben so existenzfähig, wenn er total entwickelt ist, als wenn er nur partiell auftritt. Er kümmert sich sogar nicht einmal um die größere oder geringere Moral einer Person, mit einem Worte: er ist universell, chronisch und unsterblich.

Obwohl also der Snobismus keine moderne Erscheinung des Seelenlebens ist, so hat er natürlich unter dem Einfluß der Kultur seine Tendenz angenommen, wie jedes einzelne Atom unseres Innendaseins.

Die häufigsten und bekanntesten unter den Snobs sind die der Wohlthätigkeit. Wer kennt sie nicht jene Opferbereiten, die unter allen Subskriptionslisten mit ebenso peinlich ausgeschriebenen Namen wie runden Summen zu glänzen pflegen, die bei keiner Wohlthätigkeitsvorstellung, bei keinem Bazar, bei keinem Komité fehlen, denen kein Posaunenstoß der Presse zu kräftig und kein Vogel für ihr Knopfloch zu winzig ist. Niemand ist heutzutage naiv genug, um an die Echtheit solcher Barmherzigkeit noch zu glauben, wenn nicht die Inhaber derselben selbst einer so schwierigen Aufgabe sich unterziehen. Und sie thun es; durch jedes neue Tausend steigen sie in ihrer eignen Achtung um einige Stufen, bis sie schließlich unter dem Weihrauch, welchen die Menge streut und unter dem Reklamegebimmel der Oeffentlichkeit an ihre eigene Glorifikation glauben! Armer Snob, wenn Du wüßtest, wie man hinter

Deinem Rücken Dich verlacht! Und doch bist Du noch nicht einer der schlimmsten Deiner Art.

Einer viel unangenehmeren Gattung als der erwähnten, gehören Jene an, die ich die Snobs der Kunst nennen möchte. Man findet sie in allen Regionen der guten Gesellschaft, in jedem einigermaßen gut assortirten Salon sind sie zu Hause, alle Bildergallerien, Museen, Kirchen und Paläste des In- und Auslandes sind von ihnen bevölkert. Sie sprechen uns über Kunst- und Meisterwerke mit derselben naiven Begeisterung und demselben Verständniß, wie der Strenggläubige vom Heiligen Geist; sie glauben Alles und verstehen Nichts! Und mit welcher Verachtung blicken sie auf uns armselige Schächer, die wir nicht dem hohen Geistesfluge der „wahren Kunst" folgen können.

Daß der Kunstsnob in Wirklichkeit mit den andern Sterblichen viel strenger und verächtlicher verfährt als der wahre Kunstkenner, ist eine bekannte Thatsache, und so kommt es, daß er, der öde Nachbeter erlernter Phrasen verständnißlos an Schönheiten vorüber geht, die den Laien entzücken, die ihn aber kalt lassen, da sie nicht officiell unter dem zum Bewundern Erlaubten aufgenommen sind, und die Gesellschaft, in der er sich bewegt, aufs unerhörteste terrorisirt.

Vergessen wir nicht einer dritten Gattung Erwähnung zu thun, die selbst unter ihres Gleichen ein Lächeln zu erwecken pflegt.

Ich meine den Gesellschaftssnob, jenen unausstehlichen Renommisten, der keine Gelegenheit vorüber gehen läßt, um sich mit seinen Bekanntschaften zu brüsten, von deren Ruhm er lebt. Seine Gespräche und Erzählungen sind gespickt mit Bemerkungen, wie: Mein Freund, der Fürst X., oder: der Minister Y., ein Schulkamerad von mir, oder: der berühmte Z., der gestern bei mir gespeist hat . . . . u. s. f. Wenn ich

solchen Rittern von der traurigen Gestalt zuhöre, so mache ich stets die unhöflichsten Schlüsse auf ihre geistigen Kapacitäten, die einer solchen starken Folie bedürfen, um sich überhaupt bemerkbar zu machen. — Arme Thoren, welche nicht ahnen wie jammervoll lächerlich sie sich neben den Herren X., Y. und Z. ausnehmen, und ohne es zu wissen, begehen sie einen moralischen Selbstmord, indem sie ihre Winzigkeit neben alle jene berühmten und bekannten Namen stellen.

Der Snobismus in der Gesellschaft zeigt sich übrigens in den verschiedensten Gestalten. Er neigt zum Hochmuth, oder zum Geckenthum, oder zum Musikwahnsinn, kurz er äußert sich in so vielen Richtungen, als die Menschheit Eitelkeiten besitzt, auf deren Pfaden sie zum vermeintlichen Erfolge empor zu steigen in sich die Kraft fühlt oder doch zu fühlen glaubt. Ja, ich möchte sogar behaupten, daß mehr oder weniger jede Art des Snobismus in den Ring der oder besser dieser oder jener Gesellschaft (Coterie) gehört, denn es ist eben diese, welche der Snob durch die Beweise irgend welcher Vorzüge, die er in Wahrheit nicht besitzt, sondern nur heuchelt, in Erstaunen zu setzen gedenkt.

Eine bei Weitem difficilere Gattung indessen sind die Snobs der hohen Gefühlsregungen, jene, denen keine Empfindung heilig, die alle Schönheiten der Seele gepachtet zu haben scheinen, und die in Wahrheit, wie die See, selbst beim Sturm nur an der Oberfläche Bewegung zeigen, während in der Tiefe Alles tote, schwarze Finsterniß und lautlose Einöde ist.

Sie paradiren mit ihren Gefühlen wie mit einem Kunstwerk ihres Schneiders, sie denken und handeln nie nach eignem Ermessen oder persönlicher Ueberzeugung, sondern sind immer Copieen nach berühmten Mustern, Nachbeter erlernter Phrasen und Imitatoren gemachter Gesten.

Ein Terrain, auf dem sie sich mit besonderer Vorliebe tummeln, sind die zarten Empfindungen des Herzens, und die Snobs der Liebe bilden eine Kategorie, die zu Allem fähig ist, nur nicht zu dieser und zur Discretion.

Man muß sich wohl hüten, sie mit den Don Juans zu verwechseln, was häufig genug geschieht, es existirt aber eine weite Kluft zwischen beiden, deren Abhang auf einer Seite Eitelkeit auf der andern Erfolg heißt. Denn, obwohl es paradox klingen mag, der Snob der Liebe findet seine Befriedigung nicht im Besitzen einer Frau, sondern in der Möglichkeit sich des Besitzes zu rühmen, ja er verzichtet auf denselben mit Seelenruhe, wenn er dadurch in den Stand gesetzt werden kann, seiner Umgebung und seinem Kreise den Besitz vorzuspiegeln.

Es liegt ihm im Allgemeinen nicht so sehr an der Quantität seiner Erfolge, die er zur Schau stellt, als an der Qualität des Objectes in den Augen der Welt, obgleich ich nicht in Abrede stelle, daß es auch solche giebt, die aus Mangel an den gewünschten Erfolgen bei einem Sterne erster oder zweiter Ordnung sich mit einem halben Dutzend vierter, fünfter oder sechster begnügen müssen. Erfolge, echte Erfolge aber sind ihnen nicht unbedingt nöthig im Gegensatz zum Don Juan, dessen höchster Wunsch allein der Erfolg ist, und der zwar die Oeffentlichkeit nicht scheut, sie aber auch nicht sucht.

Wer mit einem wenig Aufmerksamkeit die mehr oder minder lange Reihe der Bekannten und Freunde an seinem Geiste defiliren läßt, wird sich gewiß erinnern, wie dieser oder jener von ihnen gelegentlich einer Unterhaltung über die Vorzüge des reizenden Fräuleins X. oder der schönen Frau Y. mit dem leichten Lächeln der Ueberlegenheit halb verschleierte aber vielsagende Geständnisse über seine intimen Relationen mit dieser oder jener gemacht hat. Und gar erst handelt es

sich um eine Dame, die nur mit einem Fuße oder vielleicht auch mit gar keinem in dem Radius der sogenannten guten Gesellschaft steht, die aber dabei den Ruf von Reizen und Vorzügen besitzt, die sie vor dem Forum der Oeffentlichkeit als begehrenswerth erscheinen lassen. Die Meute der Snobs vereinigt sich mit den Don Juans von Ruf oder Geblüt und den übrigen Anbetern bei der Hatz, und wenn sie auch nicht das Wild bekommen, so schlägt doch nur der Snob sein täuschendes Siegesgekläff an, um der Welt seinen vermeintlichen Triumph anzuzeigen. Wenn die großen Sterne der ganzen, dreiviertel und halben Welt einmal feststellen wollten, wieviele Männer sich als ihre Eroberer geberden, so würden sie vermuthlich bei Weitem zu Ungunsten der Höhe der Zahl am Ziele vorbeischießen.

Obwohl das Gros der Snobs der Liebe unter den Männern zu suchen ist, so zeigt doch auch das weibliche Geschlecht Neigung zum Snobismus, wenn auch bedingt durch die verschiedene Stellung im Leben, derselbe sich in einer discreteren Art entwickelt wie beim Manne. Die Schwäche der Frau für Männer, die in irgend einer Weise kraft geistiger wie körperlicher Vorzüge über dem Niveau der Mittelmäßigkeit hervorragen, ist bekannt, und ganz besonders scheinen die sogenannten berühmten Männer, mögen sie einem Berufe angehören, welchem sie wollen, dem zarten Geschlechte gefährlich zu sein. — Mädchen und Frauen, die mit ruhigem Lächeln und kalter Gleichgültigkeit alle Mittel der Versuchung, alle Beweise einer wahren Liebe abgewiesen haben, fallen nur zu oft wie eine reife Frucht in den Schooß des ersten, besten berühmten Mannes, der ihnen über den Weg läuft. In den seltensten Fällen spielt bei solchen Capitulationen die Liebe irgend welch: Rolle, und der einzige, wahre Grund für eine derartige Handlungsweise ist in einer Empfindung der

Eitelkeit zu suchen, die die echte Sprache des Herzens übertönt.

Der Snob aus Eifersucht ist dem der Liebe ganz nahe verwandt. Bourget erzählt in seiner Physiologie de l'amour moderne von einem solchen, der, als ihn, den Mann von Welt, seine Geliebte um eines armen Angestellten willen verlassen hatte, voller Schmerz und Zorn ausrief: Wenn es wenigstens noch Jemand aus der Gesellschaft gewesen wäre! Die Naivität des Snobismus tritt an diesem Beispiel ganz besonders in den Vordergrund, ähnlich wie an einem andern Falle, welcher mir von einem Bekannten erzählt wurde, der eine aktive Rolle darin gespielt hatte.

Herr M . . ., von anrüchigem Rufe, Redacteur einer bedeutenden Zeitung in B. tritt um neun Uhr Abends in seine Wohnung und findet zu seinem Erstaunen im Salon einen seiner Reporter in der compromittirendsten Situation mit seiner Frau. Während der letztere kaltblütig aufsteht, um sich den Rock anzuziehen, entschuldigt er sich mit dem Hinweis auf einen Präcedenzfall mit dem Minister W . . ., bei dem er (der Herr M . . .) auch ein Auge zugedrückt habe, worauf der beleidigte Gatte indignirt seinen Rivalen fragte, ob er vielleicht Minister sei. Und in der That bewies er am folgenden Tage dem jungen Hahn, daß das, was einem Minister erlaubt, noch keinem Reporter gestattet sei, denn er zerschmetterte seinem Gegner im Duell den linken Arm, was er mit dem Staatsmanne allerdings nicht gethan hatte.

Der Snob der Selbstverleugnung ist im ganzen eine seltene Erscheinung, obwohl er deshalb nicht minder interessant ist als die Uebrigen seiner Gattung. Er muß in seinem Charakter eine seltene Willenskraft mit unbezähmbarer Eitelkeit verbinden, wenn er sein Ziel, die Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf sich zu lenken, erreichen will. Denn während

der Snobismus im Allgemeinen sich auf einem Terrain tummelt, das keine großen Anforderungen an die Energie der Menschen stellt, und mehr das Spiel als den Ernst einer Lage darstellt, verlangt ganz im Gegentheil die Selbstverleugnung die Unterdrückung des Ich zu Gunsten eines andern Individuums.

Daß es Snobs des Glaubens giebt, habe ich bereits in einer früheren Betrachtung angedeutet. Es ist die niedrigste Klasse der sogenannten Gläubigen, die aus ihrer Religion ein Schau- und Spectakelstück machen, und die mit dem Himmel eine schmähliche Komödie aufführen, bei der die Gesellschaft das Auditorium bilden muß. Es sind die modernen Pharisäer, die heute noch, wie vor nahezu zwei Jahrtausenden, nur den Tempel mit ihrer Gegenwart schänden.

So wie der Snobismus am Ufer des Glaubens seine Blüthen treibt, so thut er es natürlich auch an der andern und entgegengesetzten Seite. Der Unglaube in allen seinen Phasen wird durch den Snob entheiligt und beschimpft. (Siehe Betrachtung VIII.)

Schon aus den bisher aufgeführten Beispielen geht hervor, wie ausgedehnt jene Pseudoempfindung ist, die überall da auftreten kann, wo ein echtes Gefühl Platz hätte, und die häufig besser gedeiht und mehr anerkannt wird als jenes.

So giebt es einen literarischen Snobismus, wie es einen künstlerischen, einen militärischen und parlamentarischen giebt, die alle hier zu beschreiben zu lang wäre.

Nur einer Gattung will ich zum Schluß noch Erwähnung thun, einer der allergefährlichsten, da sie nicht ein einzelnes Individuum sondern die Existenz von Völkern zu unterwühlen und zu ruiniren pflegt, — ich meine den Staatssnobismus. Um von allen Ländern, die an diesem Uebel kränkeln, nur eins zu nennen: Spanien. Die Regierung, durch ihren

unglücklichen Nationalfehler der Sucht nach äußeren Erfolgen einmal auf den Weg der Verblendung und Eitelkeit gestoßen, wird nicht eher ihre verhängnißvollen Mißgriffe erkennen, als bis es zu spät ist. Die so wenig zeitgemäßen Großmachtgelüste, die zerfahrene Colonialpolitik, die kostspielige Neigung, im Völkerconcerte eine dem Namen Spaniens würdige Rolle zu spielen, — das alles sind Schwächen, die dem unglücklichen Lande theuer zu stehen kommen müssen, und die es am eigenen Leibe zu büßen hat.

Indessen gehört eine nähere Erörterung der Einzelheiten des Staatssnobismus nicht eigentlich in diese Blätter, und so schließe ich diese Betrachtung. —

13. Betrachtung.

Von der Moral.

Hellwald sagt in seiner Kulturgeschichte der Menschen, daß der Begriff der Moral bei den verschiedenen Völkern verschieden sei. Diese transcendentale Wahrheit läßt sich indessen noch erweitern: Der Begriff der Moral ist unter den verschiedenen Individuen ein verschiedener. Sudermann hat dazu in seiner „Ehre“ Beweis und Kommentar geliefert.

Untersuchen wir, woher diese Ideenverwilderung kommt.

Die moderne Moral richtet an den Menschen zwei Forderungen, durch deren Erfüllung er in den Stand gesetzt ist, auf ihrem Pfade durchs Leben zu schreiten: „Erfülle die Ansprüche, die Ehre und Pflicht an Dich stellen,“ dies ist etwa in knappe Worte gefaßt ihr Princip.

Der Irrthum liegt auf der Hand. Es beruht im Dualismus der gesetzvorschreibenden Moral, in den natürlichen Widersprüchen, die auf einer Seite die Ehre, auf der andern Seite die Pflicht durch ihre Forderungen produciren müssen, denn diese beiden Faktoren sollten, anstatt sich zu hemmen oder gar aufzuheben. wie zwei Parallelen einmüthig neben einander laufen oder gegenseitig ergänzend wirken. In der That stellt sich die Sache aber so, daß die Ehre oft genug zu Gunsten

der Pflicht und die Pflicht zu Gunsten der Ehre auf ihre Ansprüche verzichten muß. Es ist klar, daß Fragen der Moral auf einer solchen Basis zur reinen Sophisterei werden müssen. Der Begriff der Moral, seiner majestätischen Einheit und Größe beraubt, in tausend Fasern und Fäserchen zerpflückt, dient nur noch dazu, nach der Pfeife der Menschen zu tanzen, während diese nach ihrer Pfeife tanzen sollten. Natürlich entwickeln sich aus einer derartigen Verwirrung der Begriffe die unlösbarsten Konflikte, die häufig genug das Holz zu den Komödien, Dramen und Trauerspielen des Lebens geben. Nehmen wir nacheinander jeden der beiden Moralfaktoren unter das Glas.

1. Die Ehre

ist sozusagen das aristokratische der zwei Gefühle im Gegensatze zur Pflicht, dem mehr plebejischen Empfinden.

Gleich auf den ersten Blick ist eine Verzweigung erkennbar, die ihren Ursprung in der Verschiedenheit der beiden Geschlechter findet. Was dem Manne als Satzungen der Ehre heilig ist, ist wesenlos für die Frau, und die Forderungen der Frauenehre erscheinen absurd auf den Mann angewendet.

Greifen wir ein Paar der alltäglichsten Beispiele heraus, die weniger Anspruch auf Originalität als auf Anschaulichkeit machen.

Der höchste Schatz der Frau ist ihre Keuschheit, die Inkarnation der Frauenehre stellt ein Mädchen dar, das weder geistig noch körperlich berührt oder entehrt: Psyche vor ihrer Bekanntschaft mit Amor.

Der Mann hat andere Gesetze für den gleichen Fall. Keuschheit ist bei ihm ein recht mittelmäßiges Gut, ja kümmert ihn und andere im Grunde keinen Pfifferling, und ob Adonis nach seinem Renkontre mit Venus weniger Mann oder weniger

ehrbar war, darüber dürfte weder in seinem Geschlechte noch in dem seiner Verführerin der geringste Zweifel herrschen.

Der entgegengesetzte Fall:

Der höchste Schatz des Mannes ist sein makelloser Name. Eine ehrlose Handlung, z. B. ein gebrochenes Wort kann ihn unter Umständen auf immer beschmutzen, es ist also Ehrensache des Mannes, sein Gewissen von einem solchen Flecken rein zu halten, es heißt deßhalb im Volksmunde: Ein Mann — ein Wort!

Die Transponirung dieser Note ins Moll des Ewig-Weiblichen dürfte indessen schon von vornherein auf ein belustigendes Lächeln stoßen, das mich der Nothwendigkeit, die Dissonanz: Eine Frau — ein Wort, noch näher zu begründen, enthebt.

Wenn wir die Front der menschlichen Gesellschaft mit Aufmerksamkeit abschreiten, so kann uns — bei beiden Geschlechtern — die Thatsache nicht entgehen, daß sich von unten nach oben eine im Verhältniß des Individuums zu seiner socialen Stellung sich steigernde Tendenz zur Bevorzugung der Ehre auf Kosten der Pflicht geltend macht.

Während also in den unteren Klassen des Volkes das Pflichtgefühl ein regeres ist als das Ehrgefühl, ist umgekehrt bei den oberen Bevölkerungsschichten das Ehrgefühl stärker entwickelt als das Pflichtgefühl.

Diese Verschiedenheit in der Empfindungsweise beruht auf den ungleichen Begriffen über Moral, die in der Gesellschaft herrschen und findet seinen Ursprung hauptsächlich in der Ungleichheit der Erziehung und Existenzmittel. Eine jede Klasse paßt mit andern Worten ihre Ansichten über Moral ihrer Lebenslage an und macht sich ihren eignen Moralkodex.

Dies geht noch weiter, so daß sogar der Einzelne, unter dem Drucke seiner Stellung der objektiven Beurtheilung a priori

schon beraubt, nun auch noch seinen privaten Neigungen und Verhältnissen folgt, sich Gesetze ad hoc macht, um den bereits sowieso verwirrten Begriffen auf dem Felde der Moral den letzten Stoß zu geben.

Ich will zur Illustrirung des Gesagten im Folgenden einige aus dem Leben gegriffene Beispiele erzählen, die, obwohl in allen Einzelheiten wahr, den Leser unbewußt derart impressioniren werden, daß er bei den ersten beiden, die ich aus den unteren Schichten der Gesellschaft entnommen habe, sich dem Eindruck des selten Passirten, beinahe Unwahrscheinlichen nicht wird entziehen können, während ihn bei den letzten im Gegentheil die Empfindung des Möglichen nicht verlassen wird.

Schon dieses Gefühl liefert den schlagenden Beweis von der Befangenheit eines Jeden von uns in Sachen der Moral.

In allen vier folgenden Fällen erscheint also das Pflichtbewußtsein zu Gunsten des Ehrgefühls übervortheilt, die Begriffe der Moral verlassen gänzlich den objektiven Boden und irren auf dem schwankenden Terrain subjektivistischer, haltloser Raisonnements umher, um im innern Konflikt verloren, unaufhaltsam auf der schiefen Ebene der Moral in den Abgrund der Unmoral hinabzugleiten.

a) Ein junges Mädchen, die sich und ihre Mutter dürftig von ihrer Hände Arbeit ernährte, hatte das Malheur, ihr Herz und kurze Zeit darauf auch ihre Ehre an einen Mann zu verlieren, der nichts sein Eigen nannte als zwei schöne Augen, eine verführerische Stimme und eine wohlgezählte Reihe der nichtswürdigsten Laster. Wie dieses Mädchen, — bis zum Tage ihres Falles ein Engel und auch später noch immer ein solcher, wenn auch ein gefallener, — zu einem derartigen Monstrum von Mann in Leidenschaft entbrennen konnte, ist mir und allen, die zufällig Zeuge der ganzen Tragödie wurden, ewig und immer ein dunkles Räthsel

geblieben. Es war eine jener tückischen und unbegreiflichen Thaten Cupidos, vor denen man gewöhnlich kopfschüttelnd, und ohne eine Erklärung finden zu können, stehen bleibt, und hinter denen man erleichtert drei Kreuze macht, wenn sie im Strudel der Zeiten und Ereignisse spurlos verschwunden sind. Ich entsinne mich, obwohl die Sache nun schon längst verjährt ist, des jungen Mädchens mit großer Genauigkeit. Es war eine jener sympathischen, elfenhaften, sonnigen Erscheinungen, wie man sie in ihrer blonden, unschuldigen Naivität selten im Staubwirbel einer Großstadt erwartet und noch seltener findet. Ihr Inneres entsprach ganz und gar ihrem Aeußern. Sie war von bezaubernder Herzensgüte, tiefer Religiosität und offener Geradheit. Eines Tages war sie in Amerika verheirathet.

Ein paar Jahre später erfuhr ich den Hergang der ganzen Geschichte. Nachdem die Folgen ihrer Handlungsweise nicht mehr zu verheimlichen waren, ging sie muthig zu ihrer Mutter, gestand ihr Alles und fragte sie, was sie thun müsse. Sie verbarg ihr nicht, an was für einen Menschen sie sich verloren hatte, denn sie schien den niedrigen Charakter ihres Verführers längst durchschaut zu haben; sie war bereit, die Schmach ihres Fehltrittes zu tragen, um nicht die Existenz ihrer Mutter zu gefährden. Diese indessen wollte davon nichts wissen, sie beschwor ihre Tochter die Ehre ihres Namens zu wahren und ihr Kind ehelich zu machen. Was dies heißen würde, wußte die Unglückliche im Voraus, dennoch handelte sie nach dem Wunsche ihrer Muter, verließ dieselbe und ging mit offenen Augen muthig in das Elend. Sie heirathete den Vater ihres Kindes, verschwand aus der Stadt und blieb verschollen.

b) Es war der Sohn eines armen Trödeljuden und Lumpenhändlers der Vorstadt, der kleine Aron Eisenberg, mein Klassenkamerad und Nebenmann des X.=Gymnasiums.

Unbekümmert um die unerträglichen Neckereien seiner Peiniger ging er seinen Weg, blieb nie zurück, that sich oft hervor, erfüllte alle Pflichten, die an ihn gestellt wurden, mit peinlicher Genauigkeit und war der Trost und das Glück seiner Eltern, die arbeiteten und darbten, „um den Aron etwas werden zu lassen.“ Nach dem Examen stellte sich der junge Mann zum Dienst und wurde zu unserer aller Erstaunen zum Militär genommen. Ich erinnere mich, wie er zu mir damals mit seinem treuherzigen Lächeln in den melancholischen Augen und um den feingeschnittenen Mund sagte: „Nun, zuerst werden sie sich über mich lustig machen, aber ich werde sie zwingen, mir doch die Knöpfe zu geben“. Und in der That, wie auf der Schule so auch hier wußte er sich durch sein eigenartig bescheidenes Wesen seine Stellung zu erobern. Mit Ruhe und Akuratesse that er Alles, was der Dienst von ihm verlangte, und als der Tag, an dem er die heißersehnten Knöpfe erwartete, herankam, um sich in seiner neuen Würde seinen Eltern zu präsentiren, — blieb die Auszeichnung aus, man hatte ihn übergangen. — Am andern Tage zog man seine Leiche bei der Waisenbrücke aus dem Wasser. In einem Briefe an seine Eltern bat er diese um Verzeihung für seine Handlungsweise.

Der kleine Jude stand *seiner* Ansicht nach, als er den Selbstmord beging, auf dem Terrain vollster Moral, aber ohne an seine Pflichten zu denken, die er seinen Eltern gegenüber hatte, hörte er nur auf die Stimme seines gekränkten Ehrgefühls. Dieses war bei ihm so stark entwickelt, daß es alle übrigen Gefühle zum Schweigen bringen mußte. Seine Selbstzerstörung war eine Konsequenz *vielleicht* seiner Erziehung, *sicher* aber seiner falschen Denkungsart über Moral und Ehre. Daß die Katastrophe bei einer Lapalie sich ereignete, macht den Fall nur um so „interessanter“, — wie die

Aerzte sagen, — wäre der Konflikt damals nicht zum Ausbruch gekommen, so würde er bei der nächsten Gelegenheit von größerer Bedeutung, (und diese Gelegenheit konnte bei der socialen und religiösen Stellung des Ehrgeizigen nicht ausbleiben), dennoch akut geworden sein.

c) Im Jahre achzehnhundertachtund . . . im Monat Juli hatte mich der Zufall nach Luzern gebracht, wo ich im Stadthof meinem alten Freunde Albert W. . . . beim Eintritt geradewegs in die Arme lief. Ich war an jenem Tage um so glücklicher ihn zu treffen, da ich bereits anfing, allein wie ich war, mich zwischen den vielen, vergnügten Menschen einsam zu fühlen. Das Schicksal hätte mir gar keinen besseren Reisegefährten in den Weg führen können als W. . . ., den unermüdlichen Causeur, heiteren Gesellschafter und größten Sophisten der Liebe.

Während ich ihm aufmerksam zuhörte, überflog mein Blick mechanisch die Spalten des Journal de Genève, das vor mir auf dem Tische lag. Plötzlich wurde mein Auge durch einen bekannten Namen gefesselt. Ich las: „Ein Selbstmord. — Gestern Nacht hat im Hôtel du Lac die Frau des bekannten Banquier X. aus B. ihrem Leben gewaltsam ein Ende bereitet. Die Obduktion der Leiche ergab eine Arsenikvergiftung. Es fehlen alle Anhaltspunkte für die Ursachen der That."

Ich sah mein Gegenüber nachdenklich an, denn, obwohl ich keine Details kannte, wußte ich doch, daß er mit der schönen Frau X. ziemlich intime Relationen im verflossenen Winter unterhalten hatte; ich kam mir in diesem Moment wie ein Stück Fatum vor, hatte ich doch aus meinen Händen Schmerz und Freude, Glück und Unglück zu vertheilen; schwieg ich, so blieb der Sonnenschein auf jenem glücklichen Antlitz, öffnete ich den Mund, so mußte sich das helle Lachen in einen Ruf der Trauer verwandeln.

Aber wir sind alle Egoisten!

Ich reichte ihm die Zeitung. Ich beobachtete, wie seine Züge, die zuerst nur Aufmerksamkeit verriethen, sich plötzlich verzogen und mit einem Schlage sich mit Leichenblässe bedeckten.

Während des Essens sprach er kein Wort mehr, doch, als wir uns erhoben, forderte er mich auf zum See zu gehen, um mit dem nächsten Boote nach Brunnen zu fahren. Ich wußte, daß nun seine Beichte kommen würde und führte ihn deßhalb gleich an einen Platz, wo wir durch keine neugierigen und aufdringlichen Passagiere gestört werden konnten.

„Es scheint fast," begann er, „als ob es wahr ist, daß alle Schuld sich auf Erden räche. Wenn ich denke, daß diese Frau, welche das Glück und die Seligkeit eines verständnißvollen Mannes hätte sein können, im ungelösten Konflikte von Liebe und Hingebung auf einer Seite, und Glauben und Pflicht auf der andern ihrem jungen Leben gewaltsam ein Ende bereitet hat, so drängen sich mir starke Zweifel auf, obwohl alles so vorzüglich eingerichtet sei in diesem meilleur des mondes possibles, wie man im Allgemeinen geneigt ist zu glauben.

Ich habe diese Frau geliebt wie nie eine zuvor," fuhr er fort, und als er mein nachsichtiges Lächeln bemerkte, schüttelte er ernst den Kopf und fügte hinzu: „Du darfst es dieses eine Mal glauben, ich habe sie wirklich geliebt, ohne jede Regung von Eitelkeit oder albernem Siegesbewußtsein, — ich habe ihr die Gefühle entgegengebracht, welche ich von ihr empfing.

Eines Tages kam sie mit traurigem und nachdenklichem Gesichte zu unserm wöchentlichen Rendezvous, und ich war trotz aller Liebkosungen nicht im Stande, des Schattens, der sich zwischen sie und mich gedrängt, Herr zu werden. Acht Tage später erfuhr ich den Grund der traurigen Veränderung. Ihr Beichtvater, ein fanatischer, finsterer Priester, hatte sich

geweigert, ihr die Absolution zu ertheilen, wenn sie nicht ihr sträfliches Verhältniß brechen und mich vergessen würde. Als Frau aber, die liebt, und welche um keinen Preis den Gegenstand ihrer Liebe verlieren will, hatte sie es von da ab unterlassen weiterhin zur Beichte zu gehen. Ich athmete erleichtert auf bei dem wiederkehrenden Sonnenschein auf ihrem blassen Antlitz und in den dunklen Augen, indessen war meine Freude nur von kurzer Dauer. Als ich sie das nächste Mal wiedersah, kam sie mit verstörten Zügen und sagte mir unter verzweifelten Thränen und Händeringen, daß sie mich verlassen müsse, wenn sie nicht um ihrer Seele Heil kommen wolle. Ich bot meine ganze Beredtsamkeit, meine ganze Liebe auf, um sie von diesem Entschluß zurückzubringen, ich versuchte ihr klar zu machen, daß unser Verhältniß vor den Menschen vielleicht strafbar, vor Gott, der Inkarnation der ewigen Liebe aber kein Verbrechen sein könne, ich bat, ich flehte, ich drohte, es war vergebens. So viel ich aus ihren wirren Reden zu entnehmen vermochte, hatte sie der P. F . . ., als sie nicht mehr zur Beichte kam, in ihrer Wohnung aufgesucht und sie beschworen das Verhältniß zu brechen, wenn sie nicht in Ewigkeit verflucht sein wolle. Mit der hartnäckigen Grausamkeit, wie sie nur zu häufig diesen Leuten eigen ist, hatte er sie tagtäglich mit seinen Warnungen und Mahnungen belagert und hatte ihr ihre Liebe als ein todeswürdiges Verbrechen hingestellt, auf dem Hölle und ewige Verdammniß stünde.

Noch einmal siegte ihre Leidenschaft zu mir, indessen ich merkte es wohl, es war das letzte Aufflackern vor dem Ende. Ihr Körper war von den furchtbaren, geistigen Kämpfen aufs Tiefste zerrüttet, und der Arzt sandte sie zur Erholung und Stärkung ins Gebirge. Aber auch hier ließ der unselige Verkünder der grenzenlosen Liebe und Geduld Gottes sein Opfer nicht los. In einem Briefe, den ich von ihr empfing, schrieb

sie mir, daß ich sie vergessen möge, wie sie mich vergessen wolle, sie sei eine Verlorene, Ehrlose und Verdammte.

Aus diesen Zeilen sprachen noch zu deutlich die grausamen Sentenzen des Pfaffen, als daß ich gewagt hätte, ihr zu antworten, ich hoffte, daß sie im Kontakte mit der reinen und reinigenden Natur sich endlich von jenen düstern und übertriebenen Ansichten befreien, und daß ich dann im Stande sein würde, das geistig und körperlich regenerirte Wesen wieder zu gewinnen. Seit einem Monate hatte ich nichts mehr von ihr gehört, — bis heute ...... Ihr Selbstmord hat sie von ihren furchtbaren Seelenleiden befreit, die ein Apostel Gottes in ihr Herz gesäet hatte. —"

Wir waren in Vitznau angekommen, und da hier ein Strom neuer Passagiere sich über das Verdeck ergoß, wurde jene traurige und merkwürdige Beichte unterbrochen und beendigt.

Wir sehen in diesem traurigen und eigenthümlichen Falle, wie das Bewußtsein der Moral mit Gewalt erweckt, durch Suggestion auf falsche Pfade gelenkt, nicht führerlos, sondern schlimmer als das mit schlechtem Führer auf das endlose Meer steriler Raisonnements geschleudert, die natürliche Richtung verliert. Auch hier schreitet das unrichtig aufgefaßte Wesen einer möglichen Rehabilitirung der verlorenen Ehre durch den Tod über das Pflichtbewußtsein siegreich hinweg, und die Dissonanz löst sich im schrillen Tone einer gewaltsam herbeigeführten Katastrophe auf.

d) Wer entsinnt sich nicht jenes Ereignisses, das vor etwa zehn Jahren die gesammte Berliner Gesellschaft in größte Aufregung versetzte. Ein junger, allgemein beliebter Offizier der Garde, Träger eines uralten Namens, naher Verwandter eines der höchsten Würdenträger des Reiches, hatte sich einer ehrenrührigen Handlung schuldig gemacht, wenn ich nicht irre einer Wechselfälschung. Es war, so sagte man damals, nicht

das erste Vergehen dieser Art, welches man ihm vergeben sollte; der junge Mann war ein Rückfälliger, und das fiel in die Wagschale. Der Chef der Familie, der die Entscheidung zu fällen hatte, ein Mann von Gemüth und Herz, glaubte indessen, daß nur auf einem Wege die schmachvolle That zu sühnen sei. Er sandte dem Unglücklichen als Antwort auf sein verzweifeltes Flehen eine geladene Pistole ohne ein weiteres Wort. Am Abend fand man die Leiche des Beklagenswerthen mit zerschmettertem Kopfe auf dem Bette seines Schlafzimmers.

Der Richter hatte durch diesen grausamen Urtheilsspruch vor den Augen seiner Standesgenossen die Ehre seines Namens gewahrt, ob er nach göttlichen Rechte seine That würde haben verantworten können, das ist eine Frage, die ich keinen Moment zaudere mit nein zu beantworten. Seine Pflicht war im Gegentheil genau vorgezeichnet, denn in Wahrheit läßt sich eine Schuld nicht durch Blut abwaschen, sondern nur durch Besserung. Es war die Aufgabe dieses modernen Brutus, — eines Brutus, der in jenem Falle nicht den Staat verkörperte, welcher allein auf Erden das Recht zur Strafe besitzt, — die moralische Rehabilitirung der Schuldigen zu befördern und ihn der Gesellschaft zu erhalten. Der Richter stand also unter dem Einflusse seiner Vorurtheile, er war befangen, mit einem Worte: Sein Todesurtheil war ein unberechtigtes.

Lassen wir es bei diesen Beispielen bewenden und ziehen das Resümé.

In allen vier Fällen, so verschieden sie unter einander sind, finden wir dasselbe Leitmotiv, den rothen Faden einer krankhaften Auffassung der Moral.

Während die Grundursachen und Beweggründe für die Denkungsweise dieser Moralisten der Negation, wie wir gesehen haben, sich jedes Mal verändern, während sie unter der Pression des Gehorsams, einer übertriebenen Empfindlichkeit,

der Suggestion, des Standesvorurtheils handeln, bleibt der Endpunkt aller ihrer Reflexionen und jeder Ideenverbindung mit grausamer Monotonie stets der gleiche: Reparation der verlorenen Ehre zu Ungunsten ihrer Pflichten. Dieser Gedanke muß bei ihnen zur fixen Idee geworden sein, da es kaum unter normalen geistigen Verhältnissen zu erklären ist, daß sie mit eigensinniger Beharrlichkeit immer denselben Vorwand in die sinkende Schale der Wage werfen; was Wunder, wenn unter solcher künstlichen Belastung die andere, auf der ihre Pflicht ruht, federleicht in die Höhe schnellt.

Wären sie in Folge vernünftiger Lebensanschauungen a priori in den Stand gesetzt, logisch zu urtheilen, so müßten sie sich sagen, daß ihre Moral eine zum mindesten recht eigenthümliche, ich möchte sagen, egoistische ist, denn sie vergessen über ihre verrannten Ideen gänzlich die Verpflichtungen, dir sie theils gegen andere, theils gegen sich selbst haben, Verpflichtungen, die nach den Satzungen der Moral nicht so leicht abgeschüttelt sind, wie das Leben, über dessen Dispositionsfreiheit des Besitzers auch noch zu streiten wäre.

2. Die Pflicht.

Wie ich bereits erwähnte, besteht die wahre Moral im rationellen und logischen Ausgleich von Ehre und Pflicht, die Zunge an der Waage soll gerade einstehen, wenn wir den richtigen Pfad beschreiten. Nur in Folge der krankhaften Entwicklung des Begriffes Ehre sind wir auf ein Terrain gekommen, auf dem jeder Schritt zur falschen Bewegung werden kann, auf dem jede Bewegung einen Irrthum involviren muß. — Das einzige Mittel, um die Wucherpilze alberner Anschauungen zu vertilgen, wäre ihre Ausrottung. Das Monstrum von Ehre, das in unsern Köpfen steckt, sollte gehörig verschnitten

werden, damit die Pflicht, die stiefmütterlich behandelte, besser zu ihrem Rechte käme als bisher. Aber man rottet bekanntlich leichter eine Rasse aus, als ein Vorurtheil, und Vorurtheile werden noch dann leben, wenn die Wahrheiten, die ihnen gegenübergestanden, die mit ihnen existirt haben, schon längst den Tribut ihrer Vergänglichkeit bezahlt haben werden.

Ich habe vorher bereits gesagt, daß die Zunahme des Ehrgefühles am Individuum beinahe parallel von unten nach oben mit seiner Steigung auf der socialen Stufenleiter der Gesellschaft vorwärts schreitet, während im Gegentheil sich eine Neigung von oben nach unten in Sachen des Pflichtbewußtseins geltend macht.

Man könnte mir hier einwerfen, daß dies nur relativ richtig sei und würde als Beispiel etwa den Opfermuth und den hohen Begriff vom Pflichtbewußtsein beim Officier anführen, welcher auf einem Posten, der durch den Feind gefährdet, selbst dann noch bleibt, wenn sein Tod unvermeidlich, indessen sein Aushalten aus taktischen Gründen nothwendig erscheint. Die Pflicht fordert von ihm, hier zu stehen und zu fallen, und — er bleibt. Ich bin fern davon, einer solchen heldenmüthigen Handlungsweise meinen Respekt zu versagen, indessen dürfte es doch von Nutzen sein, den Motiven einer derartigen That auf den Grund zu gehen, die zwar die Erfüllung einer Pflicht erheischt, die aber in Wahrheit viel weniger aus Pflichtbewußtsein als vielmehr aus Ehrgefühl, jenem Ehrgefühl, das *zufällig* im harmonischen Einklang mit Pflichtbewußtsein steht, zur Ausführung gebracht wird. Gerade an diesem Beispiel läßt sich der wahre Begriff der Moral, das enge Zusammengehen ihrer beiden Factoren deutlich erkennen, sofern man geneigt ist, allein die That unter Abstrahirung der individuellen Eigenschaften der betreffenden Person in Betracht zu ziehen, denn es wäre die Möglichkeit ja nicht ausgeschlossen,

daß jener tapfere Officier im Civilleben der pflichtvergessenste Mensch von der Welt ist.

Obwohl es also eine einseitige Beurtheilung des allgemeinen, moralischen Niveaus wäre, wenn ich Ehrgefühl und Pflichtbewußtsein nach Steuerzettel und Rangliste unterscheiden wollte, so scheint es mir doch ganz außer Frage stehend, daß das Pflichtbewußtsein, da wo es in den höheren Sphären der Gesellschaft vorkommt, stets einen starken Beigeschmack von Ehrgefühl enthält, der ihm in seiner größeren Ausdehnung im Volke so ziemlich fehlt.

Sofern also überhaupt von Moral beim Menschen in seinen Handlungsweisen die Rede sein kann, finden wir nach unten das nackte, prosaische Pflichtgefühl ohne äußeren oder inneren Beisatz von andern Empfindungen, ja häufig sogar im diamentralen Gegensatze zu den durch Eitelkeit und Beschränktheit sanktionirten Satzungen der Ehrmoral.

Zur Erhärtung der letzterwähnten Behauptung möchte ich eine kleine Episode aus dem Leben eines Mannes geben, der während seines ganzen Lebens nicht einmal vom Wege strikter Moral abgewichen ist, für den aber die Gesetze von Pflicht und Ehre, so wie sie heute die Welt aufgerichtet, niemals maßgebend gewesen sein können.

In Gesellschaft mehrerer Herren passirte es ihm einst, daß er mit einem politisch Andersgläubigen in einen Wortwechsel gerieth, der ihm von Seiten seines Widerparts eine Forderung einbrachte, die nach Lage der Dinge und der gefallenen Aperçüs scheinbar nur durch ein Rencontre „auf dem Felde der Ehre“ auszugleichen war. Herr X schien indessen anderer Meinung, er erhob sich sehr ruhig, trat auf seinen Gegner zu und sagte zu ihm:

„Ich bin durchaus zu Ihrer Disposition, wenn Sie sich durch Ehrenwort vor den Anwesenden verpflichten, im Falle meines Todes meiner Familie eine jährliche Rente von vier-

tausend Mark zu zahlen, denn nur unter der absoluten Sicherstellung der Personen, deren Ernährer und natürlicher Beschützer ich bin, kann ich mein Leben, das nicht mir allein gehört, in einem Rencontre riskiren."

Diese Worte fanden die allgemeine Billigung aller Anwesenden, so daß sich der Kampfhahn, da er auf eine solche Bedingung natürlich nicht eingehen mochte, veranlaßt sah, seine Forderung zurückzuziehen, um die Angelegenheit beizulegen.

Der Mann aber, der diesen Beweis höchsten Pflichtbewußtseins gegeben hatte, wurde von allen Seiten aufs wärmste für seine energischen Worte beglückwünscht, was er um so ruhiger annehmen konnte, da er von der Universität her als einer der besten und renommirtesten Schläger bekannt war.

Ich weiß wohl, daß die Monomanen des sogenannten Ehrgefühls über diese Handlung die Nase rümpfen, und daß mancher Andere nicht so gesprochen haben würde, indessen beweist dies weiter nichts, als daß auch sie nicht den richtigen und wahren Begriff der Moral erfaßt haben, der in der Unterdrückung der Eitelkeit, Vorurtheile und Einbildung zu Gunsten höherer Empfindungen seinen Ausdruck finden muß.

Daß der Begriff der Moral eine so verschiedene Auslegung erfährt, ist der beste Beweis für meine Behauptung, daß die Menschen noch fern davon sind, in ihm nur das zu sehen, was er in Wahrheit enthält: Erfüllung aller Anforderungen der Pflicht gegen uns selbst und gegen die, welche uns nahe stehen. —

14. Betrachtung.

Vom Glück.

Absolutes Glück gleicht dem Aether, — gewöhnlich ist es von Wolken verdeckt, untersucht man es indessen, wenn Schicksale oder Zufall den grauen Schleier lüften, so schwindet es, wie das blaue Nichts wesenlos zwischen den leeren Händen.

Um indessen an eine nähere Behandlung des Glückes oder, um Irrthümern zu entgehen, der Glückseligkeit, d. h. jenes idealen Zustandes absoluter, innerer Zufriedenheit, welcher das bewußte oder unbewußte Streben aller Menschen bildet, zu treten, ist es nothwendig, seine einzelnen Nüancen einer kurzen Betrachtung zu unterwerfen, um den richtigen Ton der ganzen Schattirung zu konstatiren.

Machen wir uns vor Allem klar, daß wir an der Qualität der inneren Zufriedenheit, — möge sie nun aus dem Genusse eines Beefsteaks à la Tartare oder aus dem Siege eines religiösen Ringens nach höchster Klärung hervorgegangen sein, — einen Maßstab für die Höhe des widerfahrenen Glückes besitzen.

Glück kann von zwei Seiten auf uns wirken, nämlich von außen und von innen. Während das letztere entweder einen philosophisch veranlagten Geist, der subtil und in sich kräftig genug ist, ohne weitere Stütze zur Klärung zu gelangen, oder eine religiös oder sittlich fein veranlagte Natur erfordert,

findet das erstere, das von außen auf uns wirkende, so lange es nur der Bildung und den Wünschen des fraglichen Individuums entspricht, stets a priori schon einen fertigen Boden, aus dem sich ein Zustand der innern Zufriedenheit ohne Kampf und Ringen sofort anstandslos entwickeln kann. Ich sage absichtlich: „So lange es der Bildung und den Wünschen des fraglichen Individuums entspricht.“ Denn, gesetzt den Fall, ein Bauer gelangte durch einen Zufall in den Besitz eines verwitterten Pergamentes von historischer Bedeutung, so wird ihn dieser Fund absolut kalt lassen, während er den Wissenden und Gelehrten in ein Stadium höchsten Glückes zu versetzen im Stande sein wird.

Von innen kommendes Glück, wie ich es vorher nannte, wirkt also mittelbar aber bedingungslos, während äußeres Glück nur unter gewissen Bedingungen aber unmittelbar wirken kann.

Indessen liegt noch ein weiterer, tieferer, psychologischer Moment in der Verschiedenheit beider. Während das letztere sporadisch, positiv, mit einem gewissen kräftig brutalen Aplomb auftritt, um demnächst in einer lauwarmen Empfindung von Gewohnheit und Gleichgültigkeit unterzugehen, hält das erstere nach und nach, als ein Produkt der Reflexion, ja der Verneinung und Entsagung, seinen siegreichen Einzug ins Innere des Menschen, aber nicht um in dem bodenlosen Grau der Gewohnheit zu versinken, sondern um initiativ auf das weitere Seelenleben des Individuums zu wirken.

Machen wir uns aber von vornherein keine Illusionen über die Vollkommenheit beider Empfindungen, denn, wenn das eine Glück defekt sein muß, weil es vorübergehend wirkt, so bietet das andere in seiner entsagenden und negativen Form doch genug Risse und Spalten, an denen Unglück und Leiden verwitternd nagen, so daß es eines fortwährenden Ausbesserns

und Vervollkommnens bedarf, um das stolze Gebäude nicht der Zerstörung preis zu geben, denn — vergessen wir das Eine nicht: Wir sind Menschen! Und dann: Unsere Zeit geistiger Oberflächlichkeit, zersetzender Skepsis, unvollkommener Reife, erbitternden Kampfes ums Dasein und erhöhter Lebensansprüche, producirt ein Minimum von Geistern, die kraft ihrer Intelligenz, ihres Willens, ihres Glaubens stark genug sind, sich zu einem Glück, d. h. zu einer gewissen innern Zufriedenheit durch die Philosophie, die Sittlichkeit oder die Religion hindurchzuarbeiten. Die große Menge, der ungeheure Rest, strebt entweder nicht nach diesem Glück, oder wenn er danach strebt, so beschränkt er sich auf schwächliche und fruchtlose Versuche, die zu keinem günstigen Resultate führen.

Ehe wir aber zu dem weiten Felde des von außen wirkenden Glückes gehen, (welchem dieser Abschnitt gewidmet ist), ist es nothwendig, das aus dem Innern stammende in seinen drei Grundlagen einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Absolutes Glück ist ein idealer Zustand, der von Allen erstrebt und von Niemandem erreicht wird, denn, wenn Glück überhaupt erreichbar wäre, so müßten wir Menschen zuerst aufhören solche zu sein, d. h., wir müßten die Fähigkeit besitzen, den Menschen in uns zu tödten. In der That ist absolutes Glück nur denkbar im Zustande innerer Zufriedenheit, diese aber vermag sich allein rein auf dem Boden gänzlicher Wunschlosigkeit zu entwickeln.*) Da indessen gänzliche Wunschlosigkeit

*) Schopenhauer sagt: Alle Befriedigung, oder was man gemeinhin Glück nennt, ist eigentlich und wesentlich immer nur negativ. Es ist nicht eine ursprünglich und von selbst auf uns kommende Beglückung, sondern muß immer die Befriedigung eines Wunsches sein. Denn

fast identisch mit tötlicher Langweile sein würde, diese indessen von Neuem zum Wunsche, — und sei es allein zu dem einfacher Veränderung, — anstachelt, so muß man gestehen, daß wir uns mit unsern defekten, moralischen Fähigkeiten in einem Kreis ohne Ende befinden, aus dem es kein anderes Entrinnen giebt als das durch den Tod.

Ohne Zweifel nähert sich indessen der Zustand, indem es weniger Ansprüche auf Befriedigung von Wünschen giebt, dem idealen Glück und der inneren Zufriedenheit eher als jener, in welchem der Geist des Menschen durch das fortwährende Entstehen von Wünschen, — mögen dieselben auch befriedigt werden, — immer von Neuem wieder auf das wogende Meer des Sehnens nach etwas Neuem und in den Zustand permanenten Unbefriedigtseins hinaus geworfen wird.

Diogenes dürfte also als Prototyp des relativ glücklichsten Menschen anzusehen sein, — allein nur in der Theorie und nicht in der Praxis des Lebens; denn gesetzt den Fall, der Mensch könnte sich vom Erstreben ferner Ziele emancipiren, so würde immer im letzten Grade der Wunsch nach Lebensbehaglichkeit, und wenn auch nur in primitivster Form, übrig

---

Wunsch, d. h. Mangel ist die vorhergehende Bedingung jedes Genusses. Mit der Befriedigung hört aber der Wunsch und folglich der Genuß auf. Daher kann die Befriedigung oder Beglückung nie mehr sein als Befreiung von einem Schmerz, von einer Noth: denn dahin gehört nicht nur jedes wirkliche, offenbare Leiden, sondern auch jeder Wunsch, dessen Importunität unsere Ruhe stört, ja sogar auch die ertödtende Langeweile, die nur das Dasein zur Last macht. — Nun ist es aber so schwer irgend etwas zu erreichen und durchzusetzen: jedem Vorhaben stehen Schwierigkeiten und Bemühungen ohne Ende entgegen, und bei jedem Schritt häufen sich die Hindernisse. Wenn aber endlich alles überwunden und erlangt ist, so kann doch nie etwas anderes gewonnen sein, als daß man von irgend einem Leiden oder einem Wunsche befreit ist, folglich nur sich so befindet, wie vor dessen Eintritt.

bleiben, was allein schon genügt, um den absoluten Glücks-zustand vorübergehend bis zur Befriedigung zu zerstören. Vom einzelnen Individuum wird es abhängen, in wie weit „zufriedenheitstörend“ die Sehnsucht und der Trieb nach Lebensbehaglichkeit zu wirken im Stande ist.

Jedenfalls geht aus dem Gesagten thatsächlich das Eine hervor, daß diejenige Zeit, welche wie die unsrige durch gesteigerten Luxus und durch das Raffinement unserer Kultur Thür und Thor einer zahllosen, ungeheuren Schaar von Wünschen, die ihrer Befriedigung entgegensehen, geöffnet hat, — nicht Anspruch auf Hebung der menschlichen Glückseligkeit machen kann.

Ich kann mich deshalb nicht zu einer Ansicht bekehren, wie sie Paul Firemann in einem Essai über „Fortschritt und Glückseligkeit“ zu Gunsten des modernen Menschen entwickelt. Er sagt unter Anderm vom primitiven Menschen: „Der primitive Mensch war unwissend und unbehülflich, aber er hatte ganz ausgesprochene Bedürfnisse, welche unverzüglich befriedigt werden mußten. Er mußte Lebensmittel erwerben, sich Schutz gegen unfreundliche Witterung und wilde Thiere schaffen. Offenbar waren es diese schweren Sorgen, die den unerfahrenen Menschen ganz in Anspruch nahmen, die bestimmend für alle seine Beziehungen zu der ihn umgebenden Außenwelt waren. Quälte ihn Hunger, so mußte etwas verschafft werden, und sollte es mit Lebensgefahr aus dem Rachen eines wilden Thieres oder den Händen eines andern Menschen gerissen werden müssen.“

Alle diese hier angeführten Hindernisse, die zur Erreichung der elementaren Lebensbehaglichkeit zu überwinden waren, existiren thatsächlich auch heute noch, wenn auch die äußere Form der Erwerbung gewechselt hat. Die Sorge für die Erhaltung des Körpers durch Schutz vor Hunger und

Witterung existirt heute nicht minder als zu Zeiten des primitiven Menschen. Ich möchte sogar behaupten, dieser abgehärtet und gestählt wie er war, habe den Mangel an Lebensbehaglichkeit bei Weitem nicht so empfunden, wie ihn der civilisirte und verweichlichte Mensch empfindet, und daß die Mittel zur Erlangung derselben in Wahrheit leichter zu beschaffen waren in einer Epoche, in welcher spärliche Bevölkerung und geringe Ansprüche, obwohl nicht die Gefahr verringerten, so doch die Möglichkeit der Anschaffung erleichterten, als in einem Zeitalter, dessen Eigenthümlichkeit erhöhte Prätensionen und zerstörender Wettbewerb auf allen Gebieten ist, ich sage, daß diese Subsistenzmittel damals leichter zu beschaffen waren als heute, scheint mir viel wahrscheinlicher als das Gegentheil. Wenn der Mensch heute, solange er sich im Kreise der Civilisation befindet, auch mit Leichtigkeit Schutz vor den Unbillen der Witterung und ohne Mühe sein Stück Fleisch oder Brod zur Erhaltung des Körpers bekommen kann, so darf doch immerhin nicht vergessen werden, welche Leistungen er vorher zu vollbringen gehabt hat, ehe er in den Besitz des Geldes gekommen ist, welches ihm Schutz und Sättigung verschafft hat. — Zweifelsohne war es für unsere Altvordern angenehmer sich einen Bärenschinken mit Pfeil, Bogen und Messer zu erjagen, als für den Arbeiter von heute sein Stück trockenes Brod im langsam tödtenden Staube der Quecksilberindustrie oder in der gefährlichen Nähe schlagender Wetter in der Kohlenmine zu verdienen, — und das umsomehr, weil der letztere, sobald er über sich schaut, eine für ihn fremde Welt des Ueberflusses und scheinbaren Glückes sieht, was dem primitiven Menschen nie die schwere Last des eignen Daseins verbittern konnte.

Wenn wir also auf philosophischem Wege uns dem unerreichbaren Ideal von Glück zu nähern die Absicht haben,

so können wir dies einzig durch Herabminderung der Gesammtsumme unserer Wünsche auf ein geringes Maß erreichen, um damit dem endlosen Zustande immer neuen Sehnens, dem größten Feinde des Glückes und innerer Zufriedenheit, einen eisernen Riegel vorzuschieben. Jeder Wunsch, der vor seiner Geburt schon erstickt wird, bedeutet einen Schritt auf dem Wege zwar nicht zum Glück doch zu jenem äußersten Punkte, der dem Menschen eben erreichbar ist.

Ist der philosophische Weg ein negativer, so ist es der sittliche nicht minder. Streng sich den Forderungen der reinen Moral anpassen, unentwegt auf dem schmalem Pfade der Pflicht und des Guten vorwärts schreiten, den Ansprüchen auf Belohnung entsagen und nur das Ziel: im Sittlich-Richtigen das höchste Glück zu sehen, verfolgen, — alles dies bedingt in erster Linie die Fähigkeit zur Entsagung, welche, obwohl angeboren, durch fortdauerndes Ringen und Kämpfen doch immer von Neuem erobert werden muß. Die Klärung, die gewissermaßen als die Quintessenz über dem gewöhnlichen Begriffe von Glück und Unglück erhaben, schwebt, ist es, aus welcher jener von Thränen, Schmerzen, Verzweiflung und Selbstmord befreiende Zustand entsteht, dessen Konsequenz die innere, gleichmäßige Zufriedenheit bildet. „Der Mensch ist nur soweit glücklich, als er gut ist", sagt David Strauß; darin liegt der Weg für Alle die vorgezeichnet, welche auf rein sittlicher Basis nach dem Höchsten streben, was dem Menschen an Empfindungen möglich ist. Ihre Stütze, an die sie sich in den Kämpfen des Lebens hilfesuchend anklammern können, die sie aufrecht erhalten soll, müssen sie sich erst in ihrem Innern selbst schaffen, sie müssen sich ein Ideal in ihrer Seele aufpflanzen, zu dem sie aufzuschauen vermögen in den schweren Stunden, die das Schicksal über sie verhängt, denen nachzufolgen ihnen mehr gilt, als das feige Versenken in die

Wollust des Schmerzes. Und alle diese bittern Seelenkämpfe sollen ausgefochten werden ohne den stärkenden und tröstenden Gedanken an den Himmel, an eine kommende Belohnung nur um der Moral selber willen.

Darin besonders liegt der Unterschied zwischen der sittlichen und religiösen Basis des aus dem Innern stammenden Glückes. Denn, obwohl beide Arten in ihren Grundlagen Gemeinsames und Gleiches haben, (wie die Befreiung vom Unglück durch die Anerkennung der Suprematie der höchsten Sittlichkeit), so ist die Feder, welche die erbitterten Seelenkämpfe in Bewegung setzt auf der einen Seite rein moralischer Natur, ein Streben um der Sache selbst willen, während sie auf der andern Seite die feste Stütze des warmen Gottesglaubens und die Aussicht auf eine Belohnung eventuell im Jenseits bildet. Dadurch wird aber der Kampf um Vieles erleichtert, denn, solange der Mensch für etwas Angebetetes, Verlockendes, für sein ewiges Heil kämpft, muß dies naturgemäß seine Kräfte stählen und seinen Muth erhöhen, so wie ein Soldat für sein vom Feinde bedrohtes Gut ein höheres Maß von Kühnheit einsetzt, als wenn er nichts zu verlieren hat, und nur für eine Idee kämpft. Auch der, welcher für sein auf reiner Sittlichkeit begründetes Glück eintritt, ringt nur für eine Idee; sein Kampf ist schwerer, aber sein Sieg ist erhabener.

Indessen sind dies Seelenprobleme, die nur unter ganz ausnahmsweise günstigen Bedingungen von geistig begabten oder charakterstarken oder von tiefreligiösen Naturen gelöst werden können. Die nothwendigen Bedingungen für solche Kämpfe liegen der Allgemeinheit nicht bequem, ihr (der Kämpfe) Niveau ist zu hoch, als daß der Durchschnittsmensch es erreichen könnte, und so kommt es, daß das von innen wirkende Glück nur einer Elite von Wenigen reservirt ist, welche es

thatsächlich empfinden, und die die innere Zufriedenheit in allen Lebenslagen bewahren.

Das Gros der Menschheit denkt anders. Ihr ist ein Glück, das durch Verneinung erkauft und schwer erkauft werden muß, entweder überhaupt keines oder nicht werth unter solchen Entsagungen, wie es dasselbe erfordert, errungen zu werden, — mögen sie dies nun aus Ueberzeugung oder Schwäche behaupten. Und es liegt in dieser ablehnenden Haltung eine gewisse Wahrheit, wenn auch mit einem leichten Stich ins Sophistische. Denn im Schmerz liegt thatsächlich ein gewisses Glück, (ich nannte es vorhin Wollust), das wie ein Haschischrausch auf uns wirkt, von dem wir uns nicht trennen mögen. Es ist uns schmerzlich, aus dem Leid, das uns wie die Nacht umfängt, in die Oede des Nichts, einer Tröstung, einer Veränderung, einer Pflicht herausgerissen zu werden, wir wollen garnicht von unserm Kummer, den wir lieben, und der uns wie ein Glied an das verwehte Glück noch fesselt, getrennt werden, wir haben nur den einen Wunsch, ihm angehören zu dürfen und in ihm zu versinken — bodenlos. Dies ist der Schmerz, wie er bei schwachen Naturen auftritt, ein Schmerz, der noch ein gewisses Glück enthält, wie ein Stein einen gewissen Procentsatz edlen Metalles, der aber wahr und tief dem oberflächlichen Schmerze gegenübersteht, welcher sich leicht, — nicht kraft einer moralischen oder religiösen Ueberzeugung, — sondern aus Mangel an Intensivität tröstet.

Verlassen wir indessen die Gefilde der Seligen und begeben uns in die schwefelschwangere Atmosphäre des Fegefeuers, durch welches die Seelen aller derjenigen passiren müssen, welche im äußern Erfolge, denn dieser ist beinahe

identisch mit dem Glück, das von außen wirkt, den Pfad zur innern Zufriedenheit zu sehen glauben.

Das Glück gleicht einer Hummermajonaise. Während die „Innerlichen“ das gefährliche Gericht lächelnd an sich vorübergehen lassen, sich an einem Kapitel Brillat-Savarin ergötzen und in dem Gedanken glücklich sind, einer schweren Dispepsie entronnen zu sein, verschwindet der Inhalt der Schüssel unter dem Beifall und zwischen den Zähnen der „Aeußerlichen“. Aber was bleibt von dem Gerichte, nachdem der augenblickliche Gaumenkitzel vorbei ist? Im besten Falle, — nun die Antwort ergiebt sich von selbst, im schlechtesten aber eine herbe Magenverstimmung, deren wir mit Groll, — bis zum Genuß der nächsten Hummermajonaise gedenken.

Kein Gott kann den Menschen vor den moralischen Wirkungen gewisser Ursachen schützen; Wirkung eines äußerlichen Glückes aber ist entweder: Versinken desselben im Grau der Gewohnheit oder gar die verbitternde Reaktion auf die gehabte Lustempfindung. Indessen kann man auch hier nach dem Charakter der Erziehung und der Neigung des Einzelnen Nüancen unterscheiden, die bald heller, bald dunkler dem Beobachter nicht entgehen können. Der gleiche auf zwei Menschen wirkende Glücks-Umstand kann in Folge dessen verschiedene Effekte hervorrufen, verschieden, nicht in ihrer Farbe aber verschieden in ihrer Schattirung.

Betrachten wir etwas genauer das Objekt, welches wir unter der Lupe haben, auf sein inneres Wesen unter Berücksichtigung seiner Tendenz des fin de siècle.

1. Durch Charakterveranlagung.

Es giebt Menschen, welche durchaus nicht zum Glücklichsein veranlagt sind. Nicht deshalb, weil sie Pechvögel sind, sondern weil ihnen die Fähigkeit vollständig abgeht, die Lust-

empfindung auch nur um eine Secunde über den Augenblick hinaus zu verlängern, der zwischen Erfüllung des Wunsches und Begreifen dieser Thatsache liegt. Ihnen gegenüber stehen die Glücklicheren, welche durch ihren Charakter in den Stand gesetzt sind, dem Zustand innerer Befriedigung auf ein für den Sterblichen nicht gewöhnliches Maß auszudehnen. Ihnen entlockt nicht ein erfüllter Wunsch sofort einen unerfüllten, sie können sich an den Blumen erfreuen, ohne die Sterne zu begehren, ganz im Gegentheil zu den andern, denen nur etwas Werth zu haben scheint, so lange sie es nicht besitzen.

Aber wir können in dieser Unterscheidung noch weiter gehen und von einer Disposition zum Glücklich- oder Unglücklichsein nicht allein beim einzelnen Individuum, sondern sogar bei ganzen Rassen sprechen.

Während nämlich unter den civilisirten Völkern die romanische Rasse einen ausgesprochenen Zug zur Zufriedenheit und zur Genügsamkeit hat, leidet die germanische an einer unsterblichen Unzufriedenheit, an einer unersättlichen Ungenügsamkeit. Der italienische und spanische Handwerker oder Arbeiter hat eigentlich keine andern Wünsche als entweder an einem Tage soviel zu erwerben, um den nächsten dafür in dolce far niente zu verträumen, oder wenn sein Ehrgeiz hochsteigt, um unter Entbehrungen aller Art eine gewisse Summe Geldes zu ersparen, die es ihm ermöglicht, seine Juana oder Giuseppa heimzuführen. Allerdings spielen dabei auch klimatische Umstände eine Rolle.

Verlassen wir aber den genügsamen Süden und nähern uns dem Grau nördlicher Himmelsstriche, die zur Reflexion, Mißstimmung und Unzufriedenheit einzuladen scheinen, so bemerken wir sofort eine unverkennbare Neigung zum Unbefriedigtsein und zu Ansprüchen mit oder ohne Berechtigung. Diese Ansprüche finden heutzutage ihren ganz exacten Ausdruck in

der Erscheinung der Strike, welche fast zur Tagesordnung in einem Theile Europas und Nordamerikas geworden sind. Es ist gewagt und gefährlich, die geographische Situation dieser Erscheinung zu bestimmen, indessen glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich von West nach Ost durch Europa eine Linie ziehe, die Paris schneidet, und dann in der angegebenen Weise nördlich davon und südlich davon unterscheide.

Vergessen wir aber das Eine nicht bei unsrer Beobachtung: Die Unzufriedenheit ist die Mutter des Fortschrittes. Völker, die mit ihrem Loose träumend zufrieden sind, haben keine Chancen, — ebensowenig wie solche Individuen, — im Wettbewerbe mit denen den Sieg zu erreichen, welchen das Streben nach Erfüllung eines Wunsches zur zweiten Natur geworden ist.

2.

Wenden wir uns jetzt zu jenen Andern, deren Glücksempfindungen nicht in Folge einer Charakterveranlagung sondern nur ganz sporadisch in ihrem Gefühlsleben und unvermittelt aufzutreten pflegen.

Für diese Menschenkinder ganz besonders schrumpft das an sich schon partielle Glück, wie es dieser oder jener äußere Umstand mit sich bringen kann, in ein Zerrbild untergeordnetster Klasse zusammen, da sie weder das Verständniß noch die Fähigkeit des Genießens besitzen, und innere Zufriedenheit der Tonlage ihres Seelenlebens entweder viel zu hoch oder viel zu tief liegt. Allerdings zwingen sie sich mit Gewalt in das Stimmregister, das nicht für sie geschaffen, auf dem sie aber scheinbar so respektable Leistungen um sich sehen und hören. Was Wunder, wenn schließlich Mißtöne über Mißtöne hervorkommen, bei denen ein Jeder nur das eine Bestreben hat, dennoch sich selbst und Andere von der vollkommenen Harmonie zu überzeugen, in der sich sein Inneres befinden soll.

Traurige Comödie!

Indessen hieß es blind pessimistisch predigen, wenn ich das Glück, d. h. ein relatives, partielles Glück, wie es für uns eben geschaffen ist, ein Glück allerdings unter Thränen und Schmerzen, gänzlich leugnen wollte. Es giebt Momente, Stunden, vielleicht Tage, in denen der Mensch dem Himmel zu danken, aus naivem, überfließendem Herzen zu danken vermag, für das Glück geboren zu sein und genießen zu können. So die junge Mutter, die an der Wiege ihres ersten Kindes steht, vor dessen Zukunft ein rosiger Schleier gezogen ist, hinter dem alles Gute, Schöne, Große der Benutzung für den schlummernden Neugeborenen harren muß. Aus den seligen Augen der jungen Frau können wir nur Glück und innere Zufriedenheit herauslesen, die so lange anhalten wird, bis die Zähne oder der Keuchhusten das kleine Geschöpf zum ersten Mal in Lebensgefahr bringen werden. Das ist der Anfang zu den Thränen und Schmerzen, mit denen selbst jenes Glück gewürzt ist. Aber das Gleiche ist bei allen sublimen Empfindungen der Fall, deren unsere Seele fähig ist, und die Gefühle hervorrufen, die wir mit innerer Zufriedenheit und Beglückung bezeichnen: Sei es Mutterliebe, sei es Liebe, sei es Freundschaft. Die Sorge um geistiges oder körperliches Wohlbefinden für den Augenblick und für die Zukunft für diejenigen, die wir lieben, verbittert jeden absoluten Aufschwung zur strahlenden Höhe des ganzen Glückes, von dem wir nur träumen können. Aber wie sollte es auch anders möglich sein, sind wir doch nicht zum Glück sondern zum Leiden erschaffen, und um die Schuld geboren zu sein, zu sühnen. — „Wie sollte das Leben nicht eine Schuld sein, da nach einem ewigen Gesetze der Tod darauf steht?“ sagt Schopenhauer, und wir kurzsichtigen Menschen verlangen Glück

in diesem Dasein, auf dem schon mit dem ersten Athemzuge eine Schuld ruht.

Ehe ich zum Schlusse dieser Betrachtung schreite, will ich noch einer Glücksempfindung gedenken, die trotz ihrer Eigenart in dies Capitel gehört. Ich meine das Genre der glücklichen Stimmungen, die aus theilweise unbekannten, psychologischen Gründen entstehen, die weder einen Erfolg noch ein erfreuliches Ereigniß zur Basis haben, die da sind, wir wissen nicht recht woher, und die gehen, wir wissen nicht wohin. Sie im Vereine mit jenen andern Stimmungen von Lebensbehaglichkeit, welche eine gute Verdauung, der Sonnenschein, eine fröhliche Erinnerung hervorrufen können, bilden viel mehr als alles andere Glück, das von außen wirkt, das Grundcolorit für das Leben, welches man vulgär als glücklich zu bezeichnen pflegt. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, hat ein großer Staatsmann gesagt; — es ist genau dasselbe mit jenen liebenswürdigen Stimmungen, Bagatellen der Empfindung nur, und doch dazu angethan, uns mit dem Leben zu versöhnen, — bis zum Verschwinden jener Gefühlsoase.

Stimmungen, gute und böse, von den unerklärlichen haben einen kleinen Stich ins Pathologische, sie sind Beweise des bewußten Besitzes von Nerven, vielleicht mit einer ganz leichten Tendenz zur Neurose. Wer von den Bedauernswerthen, die ihre Nerven fühlen, hat nicht schon die Beobachtung gemacht, daß er sich unter ganz normalen Umständen am Abend ins Bett gelegt hat, und am Morgen in einer Stimmung erwacht ist, die eher zum Hängen als zum Weiterleben geeignet erscheint. Nichts hat sich seit dem Abend geändert, Alles ist beim alten, die Sonne scheint durchs Fenster, wir sind gesund

und dennoch, — wir sind nicht mehr dieselben wie gestern. Das Leben erscheint uns wie ein staubiger, öder, langweiliger endloser Pfad, ohne ein erstrebenswerthes Ziel, und werthlos ein ganzes Dasein daran zu setzen, um ihn zu durchwandern. Unsre Kehle schnürt sich voller Widerwillen zu bei dem Gedanken, jeden Tag in tausendfacher, eintöniger Wiederholung dieselben Handlungen zu vollführen, heute wie gestern, morgen wie heute.

Und umgekehrt. Soeben haben wir noch in den tiefsten Tiefen unsrer gelangweilten Seele nach einem Lichtschimmer, nach einem Hoffnungsstrahl für die Zukunft gesucht, ohne ihn zu finden, und plötzlich, ohne unser bewußtes Zuthun, ohne Aenderung in den Umständen, die uns umgeben, bemerken wir einen hellen Punkt in unserm Innern, eine Stimme scheint uns zuzurufen: Verzage nicht! Und der staubige, traurige Pfad erscheint uns in einem Lichte, unter dem es sich fast der Mühe verlohnt, ihn zu beschreiten. Wir sind glücklich, noch Jahre des Lebens vor uns zu haben, um in seine Irrgänge suchend und hoffend eindringen zu können.

So vermag ein unerklärlicher, psychischer Druck oder Reiz auf unser Nervensystem unser Empfindungsleben zu verändern, und Stimmungen — schwarze und heitere — hervorzurufen, deren wir uns nur mit Anstrengung, wenn überhaupt, erwehren können.

Verschieden von diesem Zustande, wenn auch nicht in der Wirkung so doch in der Ursache, ist das Glücksempfinden, das durch irgend einen unbedeutenden, äußerlichen Umstand erregt wird, und welches nur mittelbar im psychologischen Zusammenhange mit ihm steht. Das missing link zwischen Ursache und Wirkung, zwischen einem Sonnenstrahl und dem Glücksempfinden kann zweierlei Natur sein. Es wird einerseits auf die Zukunft sich erstrecken, während es andrerseits

auch der Vergangenheit angehören kann; im ersten Falle heißt es Hoffnung, im zweiten Erinnerung.

Indessen ist die Existenz des Glückes im Allgemeinen eine zerbrechliche, so ist die dieser beiden Gefühle nur wie ein Hauch, — eine Wolke, ein Windstoß, ein Nichts ist im Stande uns in eine neue Gemüthsverfassung zu schleudern, die mit der vorigen soviel Aehnlichkeit zeigt wie die Nacht mit dem Tage.

Mögen wir unsern heißen Durst nach ungetrübtem und vollkommenem Glück aufsparen, denn erst im Nirwana werden wir es besitzen.

Schlußbetrachtung.

Vom Einfluß der Literatur.

Die Beeinflussung auf die Moral des Menschen erfolgt von zwei Seiten im Leben: Einmal durch das Gesetz und weiterhin durch Belehrung und Beispiel. Die christliche Lehre participirt auf beiden Punkten, denn ihre Aufgabe ist durch Gebot und Vorbild reinigend und verbessernd auf die Menschheit zu wirken. Gesetz und Beispiel aber — und zwar angewendet in der weitumfassendsten Bedeutung beider Worte, — haben scharfabgegrenzte Wirkungskreise, obwohl ihr Endzweck sich helfend einander in die Hände zu arbeiten, der gleiche ist; die Aufgabe der Gesetze ist eine negative, da sie warnend wirken sollen, während diejenige des Beispiels die positive ist, die vergleichend, belehrend und bessernd ihren Einfluß geltend zu machen hat.

Naturgemäß kann nur von der letzteren Art der beiden Wirkungskreise in diesen Blättern die Rede sein.

Die Belehrung durch das Beispiel erfolgt im Leben durch die Unterscheidung von gut und böse an unsern Mitmenschen einerseits, und durch Widerspieglung der Welt und ihrer Bewohner in Wort und Schrift andrerseits.

Die guten Erfolge, die derartige Belehrungen aus dem Leben haben könnten, werden indessen durch die eigenthümliche

Charakterkomposition des Menschen a priori schon dadurch zum Theil illusorisch gemacht, daß einmal die große Mehrheit unter uns blind und gedankenlos ohne Betrachtungen hin zu leben gewohnt ist, dann aber auch, daß sie, gesetzt den Fall, ihr Dasein ist nicht nur ein äußerliches, selten sich von dem subjektiven Standpunkte in Bezug auf sich selbst und dem zu freigebig objektiven in Bezug auf Andere emancipiren kann. Wir sehen Alle mit Vorliebe den Splitter im Auge unseres Nächsten, während uns der Balken im eignen verborgen zu bleiben pflegt.

So zerstören wir uns von vornherein schon halb bewußt, halb unbewußt den Weg zur Erkenntniß und mit naiver Einfalt und einem gewissen Aufwande von Entrüstung, die häufig nicht der Ueberzeugung entbehrt, sitzen wir über den Fehlern und Mängeln unsrer Mitmenschen zu Gerichte, ohne zu bemerken, daß wir alle Ursache hätten, zuförderst erst einmal mit uns selbst zu beginnen. — Bleibt aber das böse Beispiel auf uns schon ohne bessernde und veredelnde Einwirkung, so läßt uns das gute erst gar kühl, denn wieviele unter uns sind denn überhaupt geneigt dazu, das Gute und Nachahmenswerthe am Nächsten anzuerkennen und ihm nachzueifern?

Bekanntlich liebt es die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. So verbarrikadiren wir uns also von vornherein die Aussicht durch Beschränktheit und Nichtswürdigkeit, schreiben „Ich“ groß und zucken über unsere Nächsten die Schulter, wie jener Pharisäer im Tempel:

„Ich danke Dir Herr, daß ich nicht bin wie Jener!“ — Da aber, wo uns ein letzter Rest von gesunder Urtheilskraft bleibt, fehlt uns meistens die moralische Kraft, oder der gute Wille zur Besserung, und wir setzen nach einiger Ueberlegung mit einem ärgerlichen „Ach was“ über das unbequeme Hinderniß in unserm Gewissen hinweg.

Prüfe sich ein Jeder selbst und antworte sich auf die Frage: Wann habe ich mich im Leben durch ein warnendes oder gutes Beispiel in einem schlechten Vorhaben, in einem bösen Gedanken, in einer tadelnswerthen Charakterschwäche thatsächlich zur Kursänderung beeinflussen lassen?

Das negative System der Perhorrescirung durch die Gesetze scheint mir ein viel probateres Mittel als sämmtliche guten und schlechten Vorbilder der Welt.

Gehen wir nun zur zweiten Art der Belehrung durch das Beispiel über, zu der durch Widerspieglung des Lebens in Wort und Schrift, so hat das in Effigie in erster Linie allerdings das Gute, daß wir hier gut und böse in flagranti, dick unterstrichen mit soundsoviel Ausrufungszeichen dahinter vor uns sehen. Irrthümer sind nicht möglich, der Dichter muß in Allem handgreiflich sein, er darf sich den Luxus erlauben, uns mit der Nase auf seine Intentionen zu stoßen, damit wir ja nicht blöde daran vorübergehen, denn er ist — oder soll es wenigstens sein — Moralist und Schicksal seiner Menschen, er hat sie wie im Puppentheater der Direktor seine Figuren an der Schnur, und kann sie handeln und sprechen lassen, wie er will.

Im Leben ist das nicht der Fall. Hier hat jeder seinen eignen Willen, hier kann sich jeder verstecken, entweder hinter sich selbst oder aber hinter den vielen Andern, das Tohuwabohu der täglichen Existenz raubt uns die klare Urtheilskraft, wir werden durch hundert Dinge abgelenkt; kaum haben wir uns zu einem Gedanken aufgeschwungen, so wird er durch das ewig wechselnde Bild des Lebens von einem neuen verjagt, mühsam aufgebaute Betrachtungen werden durch einen unerwarteten Zwischenfall wieder umgestürzt, kaum entwickelte Erkenntnisse haben nicht die Zeit, sich bis zum Gebrauch auszubilden, Lebensbilder ziehen nicht in einheitlich geschlossenem Ganzen,

sondern in zerrissenen Scenen an uns vorüber, — kurz es ist im Leben schwieriger auf den Grund der Dinge zu kommen, als im Spiegelbilde unseres Daseins, in der Erzählung oder auf der Bühne. Hier haben wir Anfang, Konflikt und Lösung bequem zusammengestellt, wir sind gezwungen, unsere Aufmerksamkeit auf die Handlung jener fingirten Menschen zu koncentriren, man sagt uns eindringlich, wenn wir z. B. ein Säufer sind: Hier, sieh, Dir diesen an, ein Trunkenbold und Quartalssäufer, er ruinirt seine Familie und stirbt im Hospital in der Abtheilung für Alkoholiker schauderhaft am Delirium tremens. Gehe also in Dich, so lange es noch Zeit ist, und bessere Dich!

Oder, wenn es eine pflichtvergessene Gattin ist: Betrachte diesen Engel von einem Weibe, obgleich ihr Mann sie täglich durchprügelt, sie ohne Wirthschaftsgeld läßt, und sein Möglichstes thut, um sie zu peinigen, bewahrt sie ihm nicht allein Liebe und eheliche Treue, sondern darbt und arbeitet für den Ehrlosen und erträgt geduldig allen Schimpf und Kummer. Es ist eine wahre Heilige, die schon bei Lebzeiten kanonisirt werden müßte. Jetzt, Pflichtvergessene, gehe also in Dich, so lange es noch Zeit und thue desgleichen.

Ein jeder Irrthum ist bei einem solchen Falle ausgeschlossen; beharren wir bei unsern Fehlern, deren Häßlichkeit uns soeben erst klar und deutlich auseinandergesetzt ist, so sind wir schuldig im ganzen Umfange des Wortes und ohne jede mildernde Umstände.

Ehe ich indessen auf die Frage näher eingehe, inwieweit die Literatur bessernd und veredelnd auf den Menschen zu wirken im Stande ist, möchte ich erst kurz noch erörtern, auf welchen Wegen sie zu wandeln hat, um wenigstens einigermaßen mit Erfolg das zu thun, wozu sie berufen ist.

Vor Jahren, als ich noch an die Besserungsfähigkeit der Menschen im Allgemeinen durch die Literatur glaubte, wurde

ich um meine Ansicht über die moralische Zweckmäßigkeit der neuen realistischen Richtung gefragt. Ich schrieb damals:

„— — — Ob es richtig ist all den Schlamm, der in der menschlichen Gesellschaft aufgespeichert ist, den ganzen Kehrichthaufen menschlicher Lasterhaftigkeit in die Literatur zu ziehen, so sage ich: Ja, das, was nothwendig ist. Und nothwendig ist das, was typisch, was allgemein ist, und was Aussicht bietet, wenn man ihm scharf zu Leibe geht, geheilt zu werden. Man muß uns Menschen einen Spiegel vorhalten und uns auffordern, hinein zu schauen, damit wir erkennen, wie gemein unser Bild aussieht, damit wir zurückschrecken, nachdenken, umkehren und uns bessern. Denn, wenn überhaupt Aussicht auf Besserung durch die Literatur ist, so ist's nur auf diesem Wege zu bewerkstelligen. Wenn man uns aber Idealfiguren in einem Idealroman oder Idealdrama präsentirt, so nützt das gar nichts, wir sagen höchstens, wenn wir uns in einem solchen Spiegel betrachten: Schön, also so sehen wir aus, charmante Leute, da brauchen wir ja nur fortzufahren, wie wir sind. — Und in der That, in solchen Büchern, die eher für höhere Töchter, als für Menschen mit gesunden fünf Sinnen geschrieben zu sein scheinen, bekommt die alte, verstockte Sünderin Welt gewöhnlich ein so rosiges Colorit über ihre boshafte Gaunermiene, daß man sie überhaupt nicht mehr wiedererkennt, das Gute wird belohnt, das Schlechte wird bestraft, die Guten fließen alle von Edelmuth, Selbstlosigkeit und Großartigkeit über, die Schlechten gehören jener Rasse von Bösewichtern an, denen man schon die Schminke auf hundert Schritte Entfernung ansieht. Im Uebrigen sind alle diese künstlichen Wesen, — die Schufte eingeschlossen, — von einer so vorzüglichen Bildung

daß ihnen nie ein Wort entfährt, dessen sie sich im Umgange mit einer Betschwester zu schämen hätten, ganz abgesehen von ihren schmutzigen Handlungen, die sie mit einer Diskretion und Feinfühligkeit begehen, wofür man ihnen Dank wissen muß. Und über dem Ganzen schwebt dann, wie vor der Schöpfung der Welt, der Geist Gottes über dem Chaos, der zarte Hauch einer reiz- und poesievollen Liebesgeschichte, voll süßem Gefühlsdusels, Bächen von Thränen und jauchzender Lust.

Pfui Teufel über so viel Lügen! Man gebe endlich die Wahrheit frei, man schildere das Leben, wie es ist, und man möge uns nicht besser machen, als wir sind. Unser Dasein besteht nicht aus Liebe, Hochherzigkeit und ähnlichen großen Empfindungen, wir sind keine Engel sondern allesammt Sünder, ja ich bin sogar der Ansicht, daß das Schlechte im Menschen in weit stärkerem Maße überwiegt, als wir es konstatiren können, denn Gedanken sind unkontrollirbar, und wie selten setzen sich gemeinhin Wünsche in Thaten um. Aber ein Mensch ist nach unsern heutigen Ansichten von Moral schon schlecht, wenn er nur die Absicht zum Bösen hat, denn nach göttlichem Rechte involvirt nicht die That, sondern der Wille zur That die Schuld.

Also fort mit dem Gefühlsdusel, der keine Berechtigung hat; wer an den großen Fragen unserer Zeit Antheil nimmt, will andern Stoff in der Lektüre finden als die seichten Banalitäten einer Liebessimpelei oder die Abenteuer unmöglicher Menschen, die bei genauer Betrachtung nicht einen Tropfen warmen Blutes im Leibe haben und unter der psychologischen Analyse wie Dunst zwischen den Fingern vergehen.

Um das Schlechte zu bessern, muß man es erst erkennen, dann aber zeigen. Deshalb führe

man uns Menschen vor von Fleisch und Blut mit allen sieben Todsünden behaftet und keine Heiligen. Man lasse sie bewegen, reden und handeln, wie es die Wirklichkeit lehrt, und besonders lasse man es ihnen ergehen, nicht wie sie es verdienen, sondern wie es bei der Wahrscheinlichkeitskalkulation auf Basis ihrer Charaktere und unter Berücksichtigung der Welt, wie sie ist, ihnen ergehen muß. Das Leben soll die Lehrmeisterin des Schriftstellers sein, nicht umgekehrt er ihr Lehrmeister. Wenn die Dichter ahnten, welche Verwirrung sie mit ihren Idealpinseleien in den urtheilslosen Köpfen der Jugend anrichten! Sie glauben ihnen den Sinn für das Edle und Gute zu erwecken und pfropfen ihnen thatsächlich den Kopf mit falschen und unwahren Ansichten voll.

Ach, ich entsinne mich noch der schmerzlichen Enttäuschungen, als ich aus dem Zauberlande meiner Bücher in die Wirklichkeit trat, — denn auch ich bin in Arkadien geboren.

Die Ideen, die ich mir von Welt und Leben gebildet hatte, hatten so viel Aehnlichkeit mit den Thatsachen, wie der Südwind mit dem Nordsturm und hinderten mich am Vorwärtsschreiten bei jedem Schritte. Die Illusionen fielen eine nach der andern wie Schuppen von den Augen, und ob ich mich auch verzweifelt an meine Ideale klammerte, es half mir Alles nichts, sie wurden mir entrissen unter dem Hohngelächter meiner menschlich-schlechten Instinkte.

Es giebt nur einen leuchtenden Punkt, der als wahres Ideal bleiben soll, d. h., als Vorbild, dem man sich nähert, ohne es je zu erreichen, — und das ist Wahrheit und Natürlichkeit. Ganz besonders aber hat diese Verpflichtung der Schriftsteller, der Lehrer seiner Mitmenschen, der die Gesellschaft helfen soll zu erziehen, nach dessen gutem oder

schlechtem Beispiele wir bewußt und unbewußt uns formen. In einem modern=realistischen Roman oder Schauspiel soll deshalb aber das Gute und Edle nicht fehlen, — ebensowenig wie es im Leben fehlt, — nur soll es sich in den Grenzen des Möglichen und Wahrscheinlichen halten und soll dem Bösen als diskrete Folie dienen. Sehen wir uns dann im Spiegel, so haben wir beide natürliche Physionomieen neben einander und können vergleichen.

Es giebt unter den Werken der neuen Richtung so Manches, was nicht in die Hände eines Jeden gehört, und es ist Sache von Eltern und Vorgesetzten die Lektüre ihrer Schutzbefohlenen zu kontrolliren, aber selbst wenn es der Zufall mit sich brächte, daß junge Leute Bücher in die Hände bekämen, die weder ihrem Alter noch ihrer geistigen Bildung entsprächen, so glaube ich nicht, daß z. B. ein Zola in dem Kopfe eines jungen Mannes so viel Unheil anstiften würde, als ein Marlitt'scher Roman in dem träumerischen Köpfchen eines armen Mädchens."

So schrieb ich damals.

Heute bin ich anderer Meinung, nicht in Bezug auf Art und Weise oder Richtung in der Literatur, sondern auf die Möglichkeit und Fähigkeit der Dichtung, — und sei sie vom Besten das Beste, — nachhaltig und veredelnd auf die Allgemeinheit zu wirken.

Indessen glaube ich nicht, daß alle Schuld daran am Schüler liegt, ich bin sogar der Ansicht, daß dem Lehrer die Hauptschuld trifft, ohne daß man ihm dafür einen direkten Vorwurf machen könnte. Jeder Mensch kann sich im besten Falle eben nur so geben, wie er ist, — abgesehen vielleicht von einem Wenig Komödie, — und wenn der Schriftsteller, der doch auch nur ein Sterblicher ist, keine größeren

Erfolge aufzuweisen hat, so liegt es weniger an seinem guten Willen, als an den Fähigkeiten, über die er verfügt. Unter den Lehrern der Menschheit, — und ich verstehe diesen Ausdruck im weitesten Sinne seiner Bedeutung, — sind es wenige, die durch Wort oder Schrift epochemachend auf die Geistesrichtung ihrer Generation und der kommenden gewirkt haben, aber trotzdem bieten die wenigen den Beweis dafür, daß die überzeugungsvoll gesprochene, hohe Wahrheit nicht unbemerkt an der Allgemeinheit vorübergeht, und wenn es unter Hunderttausenden zuerst auch nur von Tausenden aufgegriffen, verstanden und beherzigt wird, so trägt der Samen doch Früchte, und die Arbeit ist von glänzendem Erfolge gekrönt. Greifen wir nur drei Männer heraus, die epochemachend Mit- und Nachwelt beeinflußt haben: Christus, Luther und Schopenhauer! Jeder in seiner Art und auf seinem Gebiete vermochte kraft seines gewaltigen, überzeugungsvollen Wortes der Menschheit eine neue Wahrheit aufzuzwingen.

Doch dies sind Ausnahmen, die erdrückende Mehrheit aber aller derjenigen, die sich berufen fühlten und es waren, sind nie im Stande gewesen, die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf sich zu ziehen. Und dennoch haben sie vielleicht zu den Besten und Ehrlichsten gehört; aber sie haben höchstens einen kleinen Kreis von getreuen Anhängern um sich zu schaaren gewußt, sie vermochten einzelne Individuen zu überzeugen und zu begeistern, doch mit ihrem Tode zerfiel auch ihr geringer Einfluß, ihre Lehren und ihr Nimbus. Ihnen fehlte die große imposante Fähigkeit durch eine Wahrheit, für die die Welt vielleicht reif war, zu überzeugen.

Und gar erst die Eintagsfliegen, das große Heer der Unberufenen, die belehren wollen und es nicht können, denen es gleich ist, was sie sagen, wenn nur das Gesagte einen äußerlichen Erfolg erringt, die Eiteln, die Ehrgeizigen, die

Bedürftigen, sie Alle verzapfen ihre gegipste Weisheit als reinen Wein; doch die Weltgeschichte rauscht über sie hin, zermalmt sie, und ihre Namen und Lehren sind verweht und bleiben vergessen für ewige Zeiten. Indessen, wenn sie keine Erfolge, d. h., wirkliche und keine Reklame- und Tamtam-Erfolge aufzuweisen haben, so ist dies nicht zu beklagen, daß aber jene Andern, die mit Ueberzeugung und Begeisterung sprechen, ungehört vom Lärm und Gebrüll des täglichen Lebens übertönt werden, das ist zu bedauern und zwar nicht ihretwegen sondern deren halber, für welche der Redner sich bemüht. An diesem Punkte endet aber auch die Schuld des Lehrers, und diejenige der Schüler beginnt. Sie — d. h., die Menschen und besonders die modernen Menschen hören wohl die Worte dessen, der zu ihnen spricht, aber sie vermögen in Folge ihrer moralischen- und Charakter-Schwächen einerseits und ihrer Beschränktheit oder Oberflächlichkeit andrerseits nicht in das innere Wesen des Gesagten einzudringen respektive daraus die Quintessenz zu ziehen, um sie auf sich selbst veredelnd in Anwendung zu bringen.

So gehen die beherzigenswerthen Worte effektlos am Ohre der großen Massen vorbei, hinterlassen keine bessernde Spur, und dienen nur dazu in Wirklichkeit ihnen einen Moment der Langweile zu verkürzen, oder den Gaumen der Uebersättigten eine Seknnde lang zu kitzeln.

Nun mögen jene Männer, die es ernst mit ihrem Berufe als Schrifsteller nehmen, sich trösten, wenn sie bei aller Berühmtheit mehr Anbeter als Anhänger haben, wenn unter Tausenden, die sie lesen, nur Einer ist, der ihre Worte beherzigt; ihr Werk ist dann nicht umsonst gewesen, denn ist doch sogar im Himmel über einen gebesserten Sünder mehr Freude als über tausend Gerechte.

Betrachten wir indessen näher, wie sich die Allgemeinheit zu den Lehren, die die Literatur giebt, verhält.

Ich entsinne mich eines interessanten Gespräches, das ich eines Abends im Foyer des Deutschen Theaters gelegentlich der Vorstellung von Paul Lindaus „Der Schatten" mit meinem guten Freunde Albert W. . . über dieses Thema des Einflusses der Literatur auf die Menschen hatte. Er gab mir seine Ansichten, die übrigens zum Richtigsten und Wahrsten gehören, was er je gesprochen hat, und welche mir den Beweis lieferten, wie dieser naive Cyniker im Stande war, seinen Mitmenschen durch die Weste ins Innere zu schauen, in der ihm eigenen halb feurigen, halb ironischen manière de mauvais sujet zum besten, und da sie in der That ganz und gar meinen Behauptungen in Bezug auf das behandelte Thema entsprechen, so mögen seine mehr oder minder geistreichen und boshaften Bemerkungen, soweit ich mich deren noch entsinne, hier ihren Platz finden. Wenn ich mich recht erinnere, begann er seinen Monolog in Folge eines Intermezzos der Buffetdame mit einem alten, dicken Herrn, der derselben in eindringlichen Worten die Schändlichkeit ihrer Handlungsweise, Elbkaviar als Astrachaner zu verkaufen, zu Gemüthe zu führen suchte.

„Ja, siehst Du mein Alter, ich bin doch auch gewiß kein Heiliger, aber wie man im Stande ist, nach einer so erschütternden Scene, wie sie der Sommersdorff soeben der Geßner gemacht hat, einen Foyerskandal um einen Kaviar-Sandwich ins Werk zu setzen, das geht noch über den schlechten Witz vom „gestörten Familienleben", mit dem ich Dich übrigens verschonen will, da ich Deine Abneigung gegen Calembourgs kenne. Aber typisch ist es für unsere Gesellschaft, die mit ebensoviel Gedanken ins Theater hineingeht, wie sie drei Stunden später wieder herauskommt, die sieht, ohne zu begreifen, die hört, ohne zu verstehen. Betrachte Dir einmal möglichst wenig

augenfällig die Gruppen und Einzelbilder des vom Zuhören ausruhenden Publikums. Wie viele unter diesen Gesichtern, Gesten und Worten zeugen von einem Verstehen des Gehörten, ich meine nicht, um darüber mehr oder weniger kompetent zu sprechen, sondern um Schlüsse aus der Tendenz des Stückes ziehen zu können, auf Grund dieser Schlüsse ihr Denken und Handeln mit demjenigen des Dichters oder besser seiner Personen zu vergleichen, wenn es nothwendig erscheint auf sich selbst die Moral zu münzen und nun in sich zu gehen, am eigenen Charakter und Thun zu feilen und veredelnd zu arbeiten. Wieviele, frage ich Dich, findest Du unter diesen Vätern und Söhnen, Müttern und Töchtern des Landes?"

„Nicht all zu Viele, fürchte ich, — bei Dir angefangen als Prediger in der Wüste," erwiderte ich ihm.

Er betrachtete mich einen Augenblick mit mißbilligendem Kopfschütteln und fuhr dann fort: „Pardon, Du täuschst Dich, ich gehöre nicht zu den Indifferenten, obwohl meine Schlußfolgerungen aus dem Gehörten jedenfalls oft genug den Dichter in Erstaunen setzen würden, da sie seinen Intentionen geradewegs entgegen laufen. Ich bin kein Freund von unnützen Kraftanstrengungen, weder von körperlichen, noch von moralischen, wenn man mir, — d. h. eine Autorität vermittelst ihres gesprochenen oder geschriebenen Wortes, — also versinnbildlicht, daß ich mich auf einem Wege befinde, auf dem ein Hinderniß irgend welcher Art zu erwarten, und daß es nun meine Pflicht sei, mit Aufbietung aller meiner Kräfte das Hinderniß zu nehmen, so ziehe ich mich von solch' gefährlichem Terrain bescheiden zurück und lasse die Klugheit walten. Viele Wege führen bekanntlich nach Rom, einer unter ihnen ist sicher eben ohne halsbrecherische Kunststücke zu wandeln, — und den nehme ich. Ich komme auf mein Species noch einmal später zurück. Nun betrachte aber die andern unserer

Mitmenschen, die Indifferenten und Beschränkten; obwohl sie gewarnt sind, marschiren sie unbekümmert und gleichgültig auf dem verbarrikadirten Wege vorwärts, bis sie dicht vor dem Hinderniß stehen. Noch ist es Zeit umzukehren, denn ein geordneter Rückzug ist zwar keine Heldenthat, aber immerhin anständiger als eine jämmerliche Niederlage, aber weit davon entfernt, diesen diplomatischen Ausweg zu ergreifen, bleiben sie mühsam schnaufend stehen, machen vielleicht einige kraftlose Versuche das Verhau zu nehmen, kommen natürlich nicht hinüber, und gehen elend als Schwächlinge und Tröpfe dabei zu Grunde. Hin und wieder gelingt wohl auch einem Muthigeren mit Anspannung aller Kräfte der schwierige Sprung, aber meistens kommt er doch mit zerbrochenen Knochen drüben an, was zwar einen moralischen aber keinen effektiven Erfolg bedeutet. Den Wenigsten gelingt es aber wirklich, ohne Schaden zu nehmen, kraft ihrer thatsächlichen, sittlichen Stärke das Hinderniß, das sie erkannt haben, mit Anstand zu überwinden.

Aber kommen wir auf unsere physionomischen Studien der Anwesenden zurück. — Siehst Du den jungen Mann dort drüben neben dem Pfeiler? Der, welcher jetzt gähnt und sich mit seinem Theaterzettel, den er zum Fächer verunstaltet hat, den Mund bedeckt? Was liest Du aus diesem Gesicht? Nichts als tödtliche Langweile, absolutes Unverständniß und schwarze Indifferenz. Keine Muskel in seinen Zügen verräth, daß er einen Begriff von dem hat, was man zu ihm von der Bühne aus spricht, und aus seinen starren Augen strahlt nur der Wunsch nach dem Schluß der Vorstellung. Frage ihn jetzt, wie er sich amüsirt, so wird er Dir mit einem höflichen: „Oh, ganz gut“, antworten, während er im Stillen mit sich hadert, weßhalb er überhaupt hierher gekommen ist in diesen Tempel der Langweile.

Jetzt, — aber sieh Dich nicht um, — höre auf das Gespräch von unsern beiden Logennachbarinnen. Die älteste der Beiden muß das Stück schon kennen, sie hat ihrer Begleiterin den Schluß verrathen, und ihre Kritik beschränkt sich auf die Unvollständigkeit der Darstellung im letzten Akte. Sie muß eine begeisterte Anhängerin Deiner realistischen Schule sein, denn sie tadelt, daß die Jürgens, die im letzten Moment als Wasserleiche auf die Bühne gebracht wird, ganz trockene Kleider anhabe. Nun, warum nicht, es ist auch ein Standpunkt, wenn auch ein feuchter.

Jedenfalls aber ein besserer, als der jener beiden älteren jungen Damen, die verzückt in unbekannte Fernen starren, aus denen ihnen Sommersdorff und Kadelburg süßlächelnd zuzuwinken scheinen. Heute Nacht, wenn sie in ihr jungfräuliches Bett steigen, werden sie sich faute de mieux die Photographie ihrer Erwählten und den Theaterzettel mitnehmen, — angenehme Träume."

Die elektrische Glocke erschallte, und Alles begab sich auf die Plätze. Wir traten in unsere Loge. Nach einer kurzen Revue mit dem Glase, forderte mich der unermüdliche Physionomiker auf, nach der Proceniumsloge zu sehen, in der sich die junge Frau von Z. . . befand, von der die guten und bösen Zungen behaupteten, daß sie eine ähnliche Vergangenheit hinter sich habe, wie die Hauptrolle im „Schatten".

„Sieh Dir diese Frau an, obwohl ich nicht hören kann, was sie spricht, bin ich überzeugt, daß sie ein Toilettenthema mit ihrer Nachbarin verhandelt; glaubst Du mir, daß hinter dieser weißen Stirne ein Verständniß dafür schlummert, daß ihr dies Stück quasi auf den Leib geschrieben oder besser von ihrem Leibe abgeschrieben ist? Kein Gedanke! Das lebt in den Tag hinein und sieht und hört nicht mehr wie ein Blinder und Tauber."

Seine Beobachtungen wurden plötzlich durch einen lauten Ausbruch von Enthusiasmus in der Nebenloge unterbrochen. Man diskutirte mit Heftigkeit über die Schönheiten und Schwächen des Schauspiels und erhob seinen moralischen Werth in den Himmel. Mein Freund Albert lächelte grimmig, und mit einer bezeichnenden Bewegung seines hübsch geschnittenen Kopfes nach der Seite der lauten Sprecher murmelte er: „Das sind die Schlimmsten, die falschen Enthusiasten, die heute die Moral eines Stückes preisen, das z. B. gegen die Spielsucht zu Felde zieht und morgen nach Monte-Carlo gehen, um sich vom Croupier bis auf den letzten Sou ausplündern zu lassen."

Der Vorgang ging in die Höhe und der Dialog auf der Bühne unterbrach den Monolog meines Begleiters.

Alles erfolgte programmäßig und nach der Voraussage der realistischen Unbekannten brachte man die Geßner in der That als trockene Wasserleiche auf die Scene.

Als wir uns aus dem Gedränge der Karl- und Friedrichstraße bis zu den Linden durchgearbeitet hatten, blieb der Menschenkenner vor dem Café Bauer stehen und forderte mich zu einem kalten „American Punch" auf, dessen Recept er kürzlich von New-York herüber gebracht hatte. Wir ließen uns an einem freien Tische nieder, der dicht am Trottoir stand, da die Fensterkrystalle noch ausgehoben waren.

Es war einer jener wundervollen Herbstabende, wie sie die Specialität nach verregneten Sommern sind. Die Natur schien noch einmal zeigen zu wollen, was sie im Stande sei zu leisten, wenn sie nur den guten Willen dazu habe, und um uns den Abschied von der „schönen" Jahreszeit etwas schwer zu machen. Der Vollmond schien schimmernd durch die Kronen der Bäume, aus denen wie ein memento mori hin und wieder ein welkes Blatt langsam schwingend zu Boden

fiel. Die Luft war geschwängert von jenem undefinirbaren Parfüm, das über dem Sammelpunkte alles dessen, was in einer Großstadt elegant ist, zu schweben scheint: Eine tolle Mischung von Straßenstaub, den ein vorübenfahrender Sprengwagen aufgewirbelt und mit Wassertheilchen versetzt hat, untermischt mit unsichtbaren Wolken von russischem Tabak, Ylang-Ylang, Cafédunst, Alkohol, Handschuhleder, Héliotrope du Japon und jenem berauschenden Dufte, der der Frau eigenthümlich ist, und bei dessen Kontakte die Berührten unter dem Zittern ihrer Nasenflügel leise zusammen zucken, während ihre Unterhaltung für einen Augenblick stockt Eine intensive Wolke von Patchouli verdrängt momentan aufdringlich alle andern Parfüms und trägt ihrer Urheberin eine volle Breitseite ironischer Blicke oder diskreten Lächelns ein, indessen die Feinfühligen ihre Cigarren zu neuem Brande hastig entflammen. Und wie ein Bild unseres ruhelosen Lebens über diesen modernsten aller modernen Punkte Berlins das nervöse Zucken des elektrischen Lichtes mit seinem mystischen Anschwellen und Abnehmen von Hell und Dunkel gleich Ebbe und Fluth.

„Nun,“ begann ich, als mein Gegenüber den obligaten Strohhalm aller amerikanischen Drinks aus dem Munde genommen und sich eine „Egypterin“, die er, seitdem er in Kairo war, nur noch raucht, in Brand gesetzt hatte, — „nun, und das Ende Deines unterbrochenen Monologes?“

„Ich komme schon darauf zurück, ich überlege nur augenblicklich, wie viel Klassen von Hindernißreitern, von denen ich vorher sprach, es wohl im Ganzen geben mag. Nummer eins, von denen, die das Hinderniß nicht nehmen, haben wir: Die Gleichgültigen, die Verständnißlosen, die falschen Enthusiasten — Enthusiasten sind fast immer falsch, — die Professionellen oder Habitués und die geistigen Gourmets, alles Species, wie sie ein jedes Theater enthält. Dazu kommen noch: Die

Nachahmer, die Recalcitranten oder Widerspänstigen, die Recidivisten oder Rückfälligen und die Diplomaten. Nummer zwei, von denen, die das Hinderniß nehmen, haben wir: die Gebesserten; aber ihrer sind verzweifelt wenige.

Von der ersten Gattung habe ich Dir bereits verschiedene Exemplare gezeigt und unter ihnen besonders die gewöhnlichen und uninteressanten. Ich komme nun vom Professionellen, der ein Buch liest oder sich ein Stück ansieht, einzig um darüber sprechen zu können, und vom geistigen Feinschmecker, welchem die Literatur nur ein Nervenreiz ist, zum Recalcitranten, für den die Worte des moralisirenden Dichters zwar insofern nicht verloren sind, da er sie versteht, und die Nutzanwendung auf sich selbst im Stande ist, zu machen, der aber nichtsdestoweniger entweder zu stolz oder gar in Folge des dem Menschen inne wohnenden Widerspruchsgeistes zu eigensinnig ist, um die ihm für M. 3.— im Parquetsitz eines Theaters oder in den Blättern eines Buches gebotene Wahrheit auf sich veredelnd wirken zu lassen.

Dieser „Hidalgos der Moral" giebt es eine große Menge; sie sind schlimmer und tadelnswerther als die Gleichgültigen, denn sie haben nicht einmal die mildernden Umstände ihrer Beschränktheit für sich. Sie handeln aus Trotz und Eigensinn, und wenn Du sie auf ihren Fehler aufmerksam machst, — nebenbei bemerkt, eine höchst undankbare Aufgabe, die man nur unter der Gefahr, sich auf immer mit ihnen zu entzweien, übernehmen kann, — so wette ich meine letzte Eroberung gegen Deinen ungesunden Sherry-Cobler, den Du Unrecht hattest Dir zu bestellen, daß sie Dir mit einem nachsichtigen Lächeln antworten und behaupten werden: Eigensinn sei Charakterfestigkeit. Eine solche Verballhornisirung von Begriffen läßt sich natürlich nur auf dem schwankenden Boden persönlicher Meinungen denken, auf einem Terrain, auf welchem den

speculativen und subjectiven Ansichten über Gut und Schlecht freie Flugbahn gelassen ist. Beispielsweise läßt sich durchaus nicht von einer Recalcitranz des Säufers oder Spielers reden, da in diesen concreten Fällen der Begriff und die Thatsache des Lasters nach unsern Gesetzen von Moral a priori festgestellt ist. Besitzer derartiger Laster klassifizire ich unter die Recidivisten, welche in hellen Augenblicken das Schmähliche ihrer Handlungsweise vollkommen begreifen, sich und besonders Andern auch wohl Characterstärke und Besserung versprechen aber in schwachen Stunden immer und immer wieder in ihre alten Fehler zurückfallen, stets tiefer sinken, bis ihnen schließlich die Fähigkeit, ihre Gemeinheit selbst zu erkennen, ganz und gar verloren geht. Recidivisten giebt es selbstverständlich in allen Nüancen der moralischen Fehler, vom einfachen Charakterschwächling bis zum gemeinen Verbrecher aus Ueberlegung oder Neigung. Uebrigens unterscheidet sich der Widerspänstige vom Rückfälligen in erster Linie durch eine relativ größere Energie des Geistes.

Da ich Deine Leidenschaft kenne, Behauptungen möglichst durch Beweise zu erhärten, — in Parantheſe bemerkt, ein Vorgehen, das stets seine großen Gefahren in sich birgt, da man leicht geneigt ist, da zu spezificiren, wo es nicht nöthig ist, — so will ich Dir in wenigen Worten die Lebensgeschichte so eines Recalcitranten skizziren, um Deine etwaigen aufsteigenden Zweifel über die Richtigkeit meiner Beobachtungen zu beruhigen.

Vor einigen Jahren, — es mag etwa ein kleines Lustrum seitdem verflossen sein, — kannte ich einen jungen Mann, den ich Dir, wie der selige Busch, in drei Strichen zeichnen könnte, wenn ich überhaupt Talent zum Malen hätte. Eine hohe, dünne Erscheinung in Schwarz mit blassem Gesicht, kurzsichtigem Blick und glattem, nach hinten gekämmtem Haare,

mit einem Worte, der lyrische Dichter von Gottes Ungnaden par excellence. Wenn ich vorher sagte, ich kannte ihn, so ist das eigentlich nur mittelbar richtig, denn ich kümmerte mich um ihn kaum, obwohl er mir durch seine Schwester angelegentlich empfohlen war, für die ich eine Schwäche hatte, die sie allerdings mit Recht verdiente. Ich interessirte mich also für die junge Dame, — aber bitte unterlaß' doch dies mephistophelische Grinsen, Dein Gesicht eignet sich gar nicht für solchen physionomischen Sport, — ich sage, ich interessirte mich für die Kleine, und eines Abends, in einer schwachen Stunde gab ich ihr das leichtsinnige Versprechen, den Versuch zu machen, ihren Bruder, der seine Stellung und seine Pflichten als Kaufmann über seine Jamben und Daktylen vernachlässigte, vom Verbrecherwege des lyrischen Dichters wieder auf den Pfad der Tugend und der wohlanständigen Prosa zu bringen.

Nachdem ich mit der ernsten und feierlichen Miene, welche ein Mentor unter Umständen annehmen muß, ihn auf das Schändliche seiner Handlungsweise, über den spattlahmen Pegasus, seinen ehrbaren Comptoirbock zu vergessen, ins Klare gebracht, führte ich den Unglücklichen, um meinen Worten einen moralischen Nachdruck zu geben, in ein Vorstadttheater des Ostens der Stadt, wo man gerade damals das alte Thränendrüsen-Melodrama „Lorbeerbaum und Bettelstab" aufführte. Nachdem ich mich mit Anstand bis um zehn Uhr mit dem fieberhaft erregten Jüngling gelangweilt hatte, gingen wir nach Hause. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um ihm noch einmal zu zeigen, was aus solchen lyrischen Schwachköpfen wird, wenn sie nicht ernstlich in sich gehen, Buße thun und sich bessern. Als ich ihm gute Nacht wünschte, ergriff er in seiner etwas weinseligen Laune, — wir hatten zusammen zu Abend gegessen, — meine Hand und sagte unter sentimentalem Schluchzen: „Herr W . . ., ich danke Ihnen für Ihre große

Freundlichkeit, aber sehen Sie, ich fühle den inneren Drang, die Berufung in mir, ich kann nicht anders, so lange ich athme, werde ich meine Empfindungen in Verse bringen müssen.“ Dieses schauderhafte Bekenntniß entsetzte mich derartig, daß ich ihm stumm seine Dichtertatze — $8^3/_4$ — drückte und ohne Weiteres davon lief. Seit diesem ersten und letzten totalen Fiasko habe ich nie wieder als Mentor und Moralist debütirt und mich definitiv vom Handwerk des belehrenden Menschenverbesseres zurückgezogen. Der unglückliche Poet sitzt aber heute noch irgendwo in einer öden Mansarde und weint seine fünfaktigen Trauerspiele, die Niemand aufführt, und seine Bände von ungedruckten Gedichten, die Niemand liest, hungernd, frierend aber hoffnungsvoll in die Welt hinaus.

Vom Recalcitranten komme ich, ohne daß irgend welche Aehnlichkeiten existirten, zum äußerlichen Nachahmer. Wir haben da ein Species vor uns, das aus Geschmack an der Literatur oder besser aus Geschmack an gewissen Personen und Tendenzen ihrer Lieblingslectüre den eigenen Charakter, die natürlichen Ansichten verleugnen, und sich die ihrer Roman- oder Bühnenhelden umhängen. Man giebt ihnen ein Buch in die Hand, um auf sie moralisch einzuwirken, und wenn man sie später bei Lichte betrachtet, haben sie vom innern Werthe des Gelesenen so gut wie nichts begriffen, sich dagegen Manieren, Schlagwörter, kurz das Wesen einer Figur, die ihnen imponirt hat, zugelegt. Es ist aber immer die bekannte Geschichte vom Esel in der Löwenhaut, — Ohren, Beine und das verrätherische I—a können sie trotzdem nicht verleugnen.“

„Bourget“, unterbrach ich ihn, „führt in dem Kapitel de l'amour de la tête in seiner „Physiologie“ eine ähnliche Klasse von Menschen an. Er spricht da von Frauen, — er nennt sie übrigens die literarischen, — welche alle ihre unwahren Empfindnngen nach dem Schnitt ihres Lieblings-

schriftstellers tragen und in Worte kleiden. Diese fühlt à la Tolstoj, jene à la Coppée, eine dritte à la Goncourt ꝛc., sie beziehen ihre Meinungen genau so von ihren Lieferanten wie ihre Toilette von Worth oder Redfern.“

„Nun ja, Bourget hat allerdings Recht“, fuhr dieser Moralist im frac-jacket, weißer Kravatte und Lackschuhen verdrießlich fort, „obwohl ich Dir offen gestehe, daß ich Deine Schwärmerei für den Meister nicht theile. Er hat eine abscheuliche Manier die Menschenseele zu schematisiren, — seine eigenen Landsleute machen ihm diesen Vorwurf, — und dann die einzelnen Stücke zu vivisieciren. Empfindungen lassen sich aber gerade so gut schematisiren umd beschreiben wie der Duft einer Blume. Bourget macht auf literarischem Gebiete dieselben Experimente wie der große Pinaud auf destillatorischem, der eine sperrt Menschenseelen in seine Schematas, der andere Veilchen- und Rosenduft in seine Flacons; öffne das eine und das andere, — aus beiden wird Dir neben dem Natürlichen das Künstliche befremdend entgegen wehen. Außerdem muß ich ihm aber noch einen zweiten Vorwurf machen. Er nennt Schopenhauer einen Chamfort à la choucroûte, und wenn ihn zu dieser monumentalen Albernheit sein Chauvinismus verführt hat, so kann mir Bourget leid thun. Im Uebrigen sind solche Kritiken sehr wohlfeil, ich könnte, — und das mit größerem Rechte, — die Werke des Dichters des Boulevard mit Absinth oder Amer Picon vergleichen, sie verderben den Magen und schwächen die Urtheilskraft.

Nun, laß gut sein, chaqu'un à son goût. Ich nehme Dein Plaidoyer für ihn als gehalten an, denn es ist elf Uhr, und ich muß ollenden. Ich habe noch eine Viertelstunde für Dich, dann mußt Du mich entschuldigen, Du weißt, Gottesdienst geht vor Herrendienst.“

Ich wußte allerdings wer sein Gott zu jener Zeit war und verzieh ihm seine Eile und Ungeduld.

„Ich schulde Dir übrigens noch das Beispiel auf das bereits erwähnte Species der äußerlichen Nachahmer“ fuhr er fort, „und ich kann es Dir um so leichter geben, als ich selbst früher zu der Gattung gehört habe.

Ich mochte damals sechzehn Jahre alt sein, als mir meine Mutter zu meinem Geburtstage Freytags „Soll und Haben“ schenkte; das Buch enthielt eine Widmung, die ziemlich unverblühmt den Wunsch aussprach, daß ich mir die Arbeitsamkeit, Ausdauer und den geraden, schlichten Sinn des Heldens des Romans zum Muster nehmen möchte. Ich muß gestehen, daß diese Mahnung nicht deplacirt war. Anton Wohlfart, dieser eifrige Pflichtmensch, war indessen durchaus nicht nach meinem Geschmack, und seine Handlungen predigten eine Moral, die gänzlich taube Ohren bei mir fand. Mein Mann war Fritz von Fink, der leichtsinnige Volontair, und ich faßte den kühnen Entschluß, mich lieber nach ihm zu richten. Die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten. Während meine Mutter auf eine Frontschwenkung nach rechts gefaßt war, überschritt ich den Rubikon durch Verkauf meiner sämmtlichen Schulbücher, um besser bei Kasse zu sein, und begann ein lustiges Leben, das nur durch leise Gewissensbisse und durch das Zusammenschmelzen meiner Mittel einigermaßen getrübt wurde. Ich setzte meine Umgebung in Erstaunen durch mein ungehöriges Benehmen — frei nach Fink. Trank mein Ideal Rum mit Wasser, so that ich es nicht minder. Er war in Besitz von Waffen, ich legte mir Flinte und Revolver zu, er warf seinen Freund Anton ins Wasser, ich wurde nur durch das jämmerliche Hülfegeschrei meines unglücklichen Busenfreundes daran verhindert, einen Mord zu begehen. Die Krone setzte ich indessen meinem schauderhaften Thun damit auf, daß

ich eines Tages frech und sporenklirrend vor meine Mutter trat und ihr eröffnete, daß ich Reitstunden nehmen müßte. Ich glaube kaum, daß mich ein Manegegaul so schnell zu Fall gebracht haben würde wie die wohlgezielte Ohrfeige meiner Erzeugerin. Ich erhob mich aus meiner eines Fink so wenig würdigen Lage und schwor lieber das Martyrium zu leiden, als meinem Ideal zu entsagen. Ich hörte von da auf, mit den reinen Gabeln meiner Mutter gute Servietten zu durchlöchern, — siehe „Soll und Haben" Buch 1, — beschloß indessen im Geheimen an der „Ausarbeitung meines Charakters" fortzuarbeiten. Das währte so lange bis die Vernunft bei mir glücklicherweise zum Durchbruch kam.

Da hast Du einen dieser Nachahmer, und wenn auch nur einen grünen, so doch gerade deßhalb einen offenherzigen, der es nicht einmal für nöthig gehalten hätte die Quellen seiner Gedanken zu verbergen, wenn man ihn darum gefragt haben würde. Je älter diese äußerlichen Nachahmer sind, um so komplicirter werden sie, um so schwerer zu erkennen, und um so raffinirter. Indessen existiren sie, wie ihre Ideale nicht existirt haben, und wenn Du Deine lesende Umgebung einmal genau beobachtest, so wirst Du finden, daß so ziemlich Alle mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt nach berühmten Mustern denken und sprechen."

Ich komme jetzt zur letzten der von mir angeführten Arten, die ich die Diplomaten nannte. Ich habe Dir bereits vorher ihr Wesen in großen Zügen angedeutet und kann mich deßhalb kurz fassen. Ich habe ihnen den Namen Diplomaten gegeben, um damit die Tendenz in ihren Handlungen zu bezeichnen, denn sie gehören nicht zu denen, welche mit Gewalt durch die Wand wollen weder im Guten noch im Bösen. Obwohl ich subjektiv in ihrer Beurtheilung bin, glaube ich dennoch, daß ihnen auch von anderer Seite die Anerkennung

nicht versagt werden dürfte. Ich will nicht behaupten, daß sie zu den Gebesserten zu zählen sind, obwohl sie die Absichten des moralisirenden Dichters erkannt haben, oder vielleicht gerade weil . . . . — Indessen sind sie fern davon, auf dem einmal eingeschlagenen aber als falsch oder gefährlich erkannten Pfade weiterzuschreiten, sie scheuen ebensosehr dem Kampf wie die feige Ergebung in ihr Schicksal, und um beiden zu entgehen, versuchen sie auf andern Wegen um den kritischen Punkt herumzukommen. Ein derartiges Verfahren, und ich muß das gleich von vornherein betonen, läßt sich nie zur Korregirung eines innern oder Charakterfehlers anwenden. Wenn ich ein Säufer bin, und man dringt in mich, mich zu bessern, so giebt es eben nur zwei Wege. Entweder ich ändere mich thatsächlich, oder ich bleibe wie ich bin. Nein, die Möglichkeit unangenehmen Konflikten aus dem Wege zu gehen, beruht in der Fähigkeit die Größe eines von außen auf uns zu treibenden Hindernisses, ohne es zu bekämpfen und sich dadurch einer Niederlage auszusetzen, zu erkennen und dasselbe zu vermeiden.

Laß mich Dir dies an einem konkreten Falle erörtern, der in direktem Zusammenhange mit dem heute Abend gehörten Schauspiel steht.

Als ich vor drei Monaten das Stück zum ersten Male hörte, machte auf mich die darin entwickelte Tendenz einen tiefen Eindruck: Daß ein Mann, der nicht eine absolute Achtung vor der Frau seiner Wahl haben könne, und sei diese Achtung auch nur ganz leicht getrübt, aber sonst von einer leidenschaftlichen Liebe vorläufig verhüllt, Gefahr laufe, eine unglückliche Ehe zu schließen, da er mit seinem Weibe nicht abgesondert von der Welt, sondern mitten in ihr verurtheilt ist zu leben.

Wenn ich Dir in Nachfolgendem jetzt eine Episode aus meinem Leben erzähle, die Du bisher noch nicht kanntest, so

bitte ich Dich, erstens nicht so amüsirt zu lächeln, wie Du bereits wieder anfängst, sondern an die Aufrichtigkeit meiner Gefühle, von welchen ich sprechen muß, zu glauben, denn es handelt sich um eine ernste Geschichte, und zweitens, wenn Du die unnatürliche Kürze Deines Darmes, um mit Göthe zu sprechen, nicht gut verlängern kannst, wenigstens bei Deinen reporterhaften Indiskretionen meine Person nicht zu deutlich zu skizziren, damit man nicht gleich auf mich mit Fingern weißt.

Vor einem Jahre, als ich in N. war, machte ich die Bekanntschaft einer jungen wunderhübschen Dame, verliebte mich sterblich in sie, und — aber bitte halte Dich am Stuhl fest, — verlobte mich heimlich mit ihr."

Diese Warnung kam allerdings zur rechten Zeit, denn, obwohl ich meinen Freund genau kannte, einen derartigen Akt von leichtsinniger Entschlossenheit hatte ich ihm nicht zugetraut. Und unter meinem sprachlosen Erstaunen fuhr er fort:

„Ich muß Dir gestehen, daß ich zu diesem Mädchen eine grenzenlose Zuneigung gefaßt hatte, und daß ich entschlossen war, alle Hindernisse, die ich vor einer Verbindung mit ihr sich aufthürmen sah, zu überwinden, um sie zu besitzen. Ich kann, ohne mich durch Selbstbewußtsein lächerlich zu machen, Dir sagen, daß auch ich von ihr leidenschaftlich geliebt wurde. Wie groß meine Liebe zu ihr war, magst Du, — und hier liegt der Anfang zum Konflikt, — aus Folgendem ermessen.

Eines Abends, als ich allein mit ihr war, gestand ich ihr meine Liebe und bat um ihre Hand für das Leben. Sie sah mich einen Augenblick blaß und starr an, entzog mir hastig ihre Rechte, die ich umschlossen hielt, und sagte mit einem Tone, der mich durch seine Trauer, Verzweiflung und Resignation erschauern machte: Ich kann nicht, ich darf nicht, — ich bin entehrt! —

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, war sie verschwunden. Mit wüstem Kopfe und marternden Gedanken ging ich die Nacht in meinem Zimmer auf und ab. Es war mir undenkbar. Einen Jeden, der mir etwas derartiges von ihr gesagt hätte, würde ich einfach ausgelacht oder zu Boden geschlagen haben, — aber wie konnte ich zweifeln, da sie es mir selbst gestanden hatte?

Ich will Dich mit den Details dieser Stunden, wo ich bei Gott dem Wahnsinn näher war als der Vernunft, verschonen. Kurz nach vierundzwanzig Stunden heftigen Kampfes mit mir selbst, entschloß ich mich trotz alledem und alledem der Stimme meiner Liebe zu folgen. Ich wurde erhört. Bald darauf verließ ich N. auf den Wunsch der Mutter meiner Braut, die von dem unseligen Geheimniß nichts wußte. Die alte Dame, um das Glück ihrer Tochter besorgt, wünschte die Standhaftigkeit meiner Gefühle zu prüfen.

Obwohl die heiße Leidenschaft meiner damaligen Empfindungen sich abgekühlt hatte, und ich über das ganze Verhältniß viel ruhiger urtheilte als vor einem Jahre, so hatte ich meinen Entschluß doch nie bereut, — bis vor drei Monaten, als ich auf den Schatten, der mich bedrohte, zum ersten Male aufmerksam gemacht wurde, denn auch in meinem Falle ganz genau wie im Drama, gab es Mitwisser des Geheimnisses.

Als Lindau das Stück schrieb, beabsichtigte er jedenfalls, den Mann, der in eine solche von einem Schatten bedrohte Ehe zu treten im Begriffe steht, im Voraus zu warnen: Handle, wie Dein Herz es Dir eingiebt, — aber bedenke, daß es Deiner ganzen Charakterstärke bedarf, um nicht Dein Weib und Dich selbst unglücklich zu machen, wappne Dich zum Kampfe mit einem wesenlosen Schatten.

Aber, — auf mich machte diese Warnung einen gegentheiligen Effekt. Anstatt mich zu stärken, lähmte sie meinen Muth und flößte mir Zweifel und Schrecken ein. Ich begann zu überlegen. —

Nach einem Monate langen inneren Streites mit mir selbst kam ich endlich zu der Ueberzeugung, daß ich für den Kampf, den ich zu unternehmen im Begriff stand, nicht die nothwendigen Kräfte besäße, die erforderlich schienen, um ihn mit Aussicht auf Erfolg zu beginnen.

Mit einem scharfen Schnitt trennte ich das Band, das mich an jenes Mädchen kettete, und Gott ist mein Zeuge, wie schmerzlich ich darunter gelitten habe.*)

Da hast Du das Beispiel auf meine Behauptungen.

Der Dichter hat sich gewiß nicht träumen lassen, welche sonderbare Wirkung die Moral seines Stückes hervorgerufen hat. Indessen vielleicht ist mein Fall nicht der einzige gewesen."

Der Erzähler schwieg mit einem leichten Seufzer, warf seine Cigarette fort und erhob sich:

„Auf morgen mein Alter," und mit einem Händedruck entfernte sich dieser moralisirende Cyniker von mir, der ich ihm gedankenvoll nachschaute.

Er hatte Recht. Die Worte anerkannter Autoritäten selbst bleiben auf die Allgemeinheit heutzutage ohne Wirkung, warum sollen es nicht auch die des Schriftstellers, und möge er noch so sehr von seiner Ueberzeugung durchdrungen sein? Der Dichter muß sich trösten, wenn sein Werk auch nur Wenigen zu gute kommt.

---

*) Nichts geht über die Konsequenz. Drei Monate später besiegte er den Schatten, und ich war Brautführer an seinem Hochzeitstage.

Ich bin zu Ende. Wenn ich auch nicht Anspruch darauf erheben kann, nur Neues gesagt zu haben, so glaube ich doch nach bestem Wissen und Ermessen wenigstens überall die Wahrheit gesprochen zu haben, — selbst da wo sie traurig ist.

Ich kenne ein wenig unsere Fehler, denn:

Homo sum: humani nil a me alienum puto.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich**, K. R. Hofbuchhändler, in **Leipzig** erschien:

Von

Otto Mora:

Ueberreif.

Moderner Roman. 8°. Preis brosch. Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.—

Wie in seinem ersten Werke, dem „Reactionär“, bewegt sich der Verfasser in speziell modernen Problemen. Sein Thema ist die Poesie der Kultur. Die Poesie der Großstädte — wie dieselben auf die Menschen von heute einwirken, der Zerstörungsprozeß, den die Großstadt mit jedem seelischen Organismus vornimmt, das ist der Gegenstand des Romans. Alle Personen desselben sind mehr oder minder „Opfer der Kultur“ — indeß liegt es in der Richtung des Verfassers, daß es sich nicht darum handelt, einfache »documents humains« im Sinne Zolas festzustellen, sondern vielmehr die Poesie der überreifen Kultur darzustellen, die charakteristischen Schönheiten der Décadence von heute herauszufinden. Der Schauplatz des Romans ist das Leipzig der Jahre 1888 bis 1890; innerhalb dieses durchaus realistischen Rahmens versucht der Roman nicht blos Wahrheiten, sondern auch Schönheiten von heute zu bringen.

Heidnische Geschichten.

Novelle aus dem Altertum

von **Otto Mora** und **H. Thoele.**

8°. Preis brosch. Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.—.

Mora, der mit seinem Erstlingsroman „Ein Reactionär“ berechtigtes Aufsehen erregt hat, betritt mit diesen realistischen Novellen aus dem antiken Leben ein ganz neues Litteraturgebiet. Die Kraft des Ausdrucks und die realistische Anschaulichkeit, mit der das antike Leben geschaut und wiedergegeben ist, wirken geradezu verblüffend und machen die „Heidnischen Geschichten“ zu einer Lektüre, wie sie anregender und erfrischender kaum zu denken ist; nach den abgestandenen Kathederreminiscenzen, die man gemeinhin als Erzählungen aus dem klassischen Altertum vorgesetzt bekommt, wirkt dieses Novellenbuch wie ein Trunk aus frischer Quelle. Der junge Autor hat mit dieser neuesten Schöpfung die großen Hoffnungen, die sein „Reactionär“ erweckte, glänzend gerechtfertigt.

Ein Reactionär.

Moderner Roman. 8°. Preis brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Dieses wunderbare Buch ist das künstlerisch wertvolle Erzeugnis eines geistreichen Kopfes, eine sehr anregende Geisteserfrischung für den Freund starkgeistiger Gedankengänge. Es handelt sich um eine in feuilletonistisch-pikanter Form eingeleitete Ich-Erzählung. Der Erzähler, seines Standes Journalist, wird von seinen Freunden „Reactionär“ genannt, weil er Ansichten entwickelt, welche in scharfem Gegensatz zu den mannigfachen Anschauungen stehen, die man als modernste Aufklärung, als modernsten Liberalismus u. s. w. bezeichnet. Er ist aber dabei doch etwas ganz anderes, als ein Reactionär im konservativ-orthodoxen Sinne. Philistertum und Sozialdemokratie, künstlerischer Naturalismus und Idealismus werden gleichmäßig mit Spott und Hohn behandelt und das Ideal des Reactionärs ist antik-sittliche Weltanschauung. Mora giebt uns hier das geistreich, mit vornehm künstlerischem Wurf und feiner psychologischer Schulung entworfene Charakterbild eines genialen Egoisten, des Typus unserer modernen Genußmenschen.

Kölnische Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler in Leipzig.

Werke von Georg Egestorff:

Die Sünde.

Geschichte eines Offiziers.

8⁰) Preis brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—

Der durch seineGedichte und seine „Freilichtbilder" bereits rühmlich bekannte Dichter giebt in diesem seinem ersten Roman eine lebhafte Schilderung eines Liebes- und Leidenslebens voll ergreifender Details. In erschütternder Weise zeigt der Autor, wie die Einwirkungen der Umgebung, der Gesellschaft, in der wir leben und auferzogen sind, der ererbten und angeborenen Triebe das Schicksal eines junges Menschenpaares mit Naturnotwendigkeit bestimmen. Aber das Buch schließt nicht mi dem Ende eines kurzen Liebestraumes, kein Leser wird es unbefrieditgt aus der Hand legen, denn der Dichter verschafft der Forderung der poetischen Gerechtigkeit in vollstem Maße Geltung, indem er uns zeigt, wie der Held in schwerer, ernster Arbeit die Sühne für seine „Sünde" findet. Die Charakterschilderungen sind wahr und natürlich, die Sprache ist klar und meist von hoher poetischer Schönheit, sodaß man diesen Roman eine edle Dichtung nennen kann, die sich weit über das Maß der Mittelmäßigkeit erhebt.

Freilichtbilder.

8⁰. Preis brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3,—.

Wie früher als Lyriker, so führt Egestorff in diesem Buche sich auch als Novellist in vortheilhafter Weise ein; seine Sprache ist markig, seine Beobachtung scharf, sein Empfinden kräftig, er weiß Stimmung zu erwecken, zu erheben und zu erschüttern. In diesen kleinen Skizzen offenbart sich entschieden ein großes Talent, von dessen fernerer Entwicklung man sich noch manches Bedeutende versprechen kann.

Von der Lebensstraße

und andere Gedichte.

8⁰. Preis brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Diese Gedichtsammlung muß als der Ausfluß eines gesunden, frischen Talentes anerkannt werden, es fehlt den meisten dieser Gedichte nicht an wahrhafter Inspiration, nicht an der hinreißenden Sprache der Leidenschaft und eine Dich.ung wie das „Traumgesicht" würde den Verfasser allein über das Troß der Lyriker hinausheben. Besonders ansprechend sind auch Egestorff's Schilderungen seines norddeutschen, meerumspülten Heimatsbodens, seine Naturmalerei schließt sich in dieser Hinsicht ebenbürtig an diejenige Detlevs von Liliencron.

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. ☚

Ein Liebespaar.

Roman aus der Geschichte Venedigs von **Wilhelm Walloth.**
8°. brosch. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Abermals, nach längerer Pause, bereichert Wilhelm Walloth die deutsche Litteratur um eines seiner poetischen leidenschaftsvollen Werke. Diesmal führt er den Leser nach der Republik Venedig, in deren politische Verhältnisse er ihm tiefe Einblicke gewährt. Wie immer bei Walloth ist auch hier das Lokalkolorit auf's Glänzendste getroffen, die Charaktere in großartigen Zügen mit plastischer Schärfe herausgearbeitet und die Sprache von jenem berückenden Zauber, der auch den Kältesten hinreißt. Aber Walloth bietet in diesem Romane nicht nur dem kunstsinnigen Leser einen hohen Genuß, sondern wird durch die spannende Darstellung, die aufregende Handlung und die Gefühlstiefe auch ein größeres Publikum im hohen Grade zu fesseln wissen.

Reuter, Gabriele. Kolonisten-Volk.

Ein Roman aus Argentinien.
8°. Preis brosch. Mk. 5, eleg. geb. M. 6.

Der Roman schildert in fesselnder Weise die Verhältnisse der eingewanderten Europäer in Argentinien. Zwei herrliche deutsche Frauengestalten bilden den Mittelpunkt der Erzählung, welche nach vielen Irrwegen des Schicksals die Heldinnen endlich im Hafen des ersehnten Glückes landen läßt.

Ein prächtiges Werk, das wir der Antheilnahme unserer Leser auf das Wärmste empfehlen können. Ist schon das landschaftliche Colorit, der lokale Hintergrund von eigenartigem Reiz, so wird dieser durch die trefflichen Charakterzeichnungen noch überboten. Das Werk bietet die denkbar vielseitigste Anregung und wird zweifellos die Aufmerksamkeit eines großes Leserkreises auf sich ziehen. Leipz. Tageblatt.

Was das Buch vor Allem auszeichnet, ist eine lebensvolle Charakteristik, interessante Handlung, anschauliche Naturschilderungen und eine geglättete, wohllautende Sprache. Deutsche Romanzeitung.

Glück und Geld.

Ein Roman aus dem heutigen Egypten von **G. Reuter.**
Brosch. Mk. 5, eleg. geb. Mk. 6.

Ein Buch, welches auf jeder Seite verrät, daß es aus dem vollen Leben geschöpft ist, sowohl was die einzelnen Figuren, wie die meisterhaft geschilderte Scenerie betrifft. In dem üppigen Wunderland am Nil hebt der Romon an; dort lernen wir zuerst den ernsten, deutschen Gelehrten, Professor Wulfhardt, kennen, dort begegnen wir der schönen, aber armen und oberflächlichen Octavia, dem alten, aber reichen und gewissenlosen Rinotti. In glänzenden Bildern malt der Verfasier das Leben in Alexandrien und Kairo; doch als ein tiefer blickender Beobachter hebt er den schimmernden Schleier, zeigt er uns die Fäulnis und Correption, welche sich darunter birgt. Mit Meisterhand ist die Entwickelung Octavias gezeichnet, ihr Wandel über die Höhen des Glückes, das ihr doch keine innere Befriedigung gewährt, bis sie durch Prüfungen und Schmerzen geläutert, vertieft und veredelt wird, bis sie in der deutschen Heimat endlich dem Manne die Hand reichen darf, der sie heiß liebt, trotz Allem, das sie getrennt hat! Wir empfehlen das gehaltvolle Buch auf das Wärmste. Pforzheimer Beobachter, 11. Nov. 1887.

Druck von Paul Dünnhaupt in Cöthen.